

Aus dem Inhalt:

Von Preacher-Slam und Predigt-Battle

Eine Kunst unter Künsten

FrauenPreacherSlam in Baden:
Werkstattbericht und Erfahrungen

Ich hätte nie gedacht,
dass ein kaputtes Schloss
zum Küssen anregen kann.
Entdeckungen beim Preacherslam

Spiel mit Worten –
meine Erfahrungen
mit dem Preacher-Slam

Neue Reihe:
„Was uns eint?“

Jesus Christus

Zur Diskussion

Entgegnung zur Freiburger Projektion

Antike Wissenschaft
im Alten Testament

Umzug im Oktober 2019

Aus der Pfarrvertretung

Stellungnahme zum Pfarrbildprozess

Bericht aus der Pfarrvertretung

Aus dem Pfarrverein

Aus dem Förderverein

Buchbesprechungen

In memoriam

PREACHER-

SLAM



Liebe Leserin, lieber Leser!

Preacher Slam und Predigt-Battle – für manche ist ein Rätsel, was sich dahinter verbirgt, für andere gehört es längst zu den Formen der Verkündigung des Evangeliums. Angelehnt an den Poetry Slam kommen Predigerinnen und Prediger mit selbst geschriebenen Texten auf die Bühne – meistens in einer Kirche – und treten in einem Wettbewerb gegeneinander an. Im Februar dieses Jahres gab es zudem den ersten interreligiösen Preacher-Slam in Berlin.

Die Formen der Verkündigung sind vielfältig, nicht erst seit den letzten Jahren. Und doch verändert das Format des Slams die Wahrnehmung der Verkündigung und die eigene Predigtfähigkeit. In einer ganz anderen Situation als dem Gottesdienst werden neue Formulierungen für den Glauben entwickelt, andere Redeformen erprobt und ungewöhnliche theologische Überlegungen geteilt – oft mit einem aktuellen und lebensweltlichen Bezug und mit Humor. Dieses Experimentieren wirkt sich auf die eigene theologische Arbeit und die Predigt aus.

Vier Beiträge dieser Ausgabe widmen sich dieser Form der Verkündigung, die mehr ist als eine Modeerscheinung oder ein unterhaltsames Abendprogramm. Vier Autorinnen beschreiben ihre Erfahrungen mit dem Format des Preacher Slams und den Wechselwirkungen zwischen Slam und Predigt, die eine „Kunst unter Künsten“ ist, wie Johanna Klee in ihrem Artikel darlegt. Auch finden sich Werkstücke aus Preacher Slams, z.B. von Heike Springhart und ein Werkstattbericht zum FrauenPreacherSlam in Baden.

Die Reihe „Was uns eint“ setzt sich zum Thema Jesus Christus fort, zudem finden sich in der Rubrik „Zur Diskussion“ mehrere Beiträge.

In den letzten Wochen ist viel experimentiert worden – Predigten, Podcasts, Gottesdienste und Gemeindegarbeit auf einer anderen als der gewohnten Bühne: oft im Netz, aber auch in Gärten und auf Balkonen, auf den Straßen der Dörfer und Städte und per Einwurf in den Briefkasten. Bei aller Wehmut über das, was momentan nicht möglich ist, setzt diese Zeit viel Kreativität und damit Neues frei. Es darf experimentiert werden – immer im Rahmen aller nötigen Hygiene- und Schutzmaßnahmen – und es bleibt abzuwarten, welche Impulse sich daraus auch für die weitere Predigtpraxis ergeben.

Ihnen viel Freude beim Lesen dieser Ausgabe und beim eigenen theologischen und sprachlichen Experimentieren!

Catharina Covolo

Hinweis auf die nächsten Ausgaben

Das Thema der übernächsten Ausgabe 10/2020 wird sein: „Der Ernstfall des Glaubens: Die Ökumene“.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als Word-Datei ohne besondere Formatierung (auch ohne Blocksatz und Silbentrennung am Zeilenende), bis spätestens zum 20. August 2020 an die Schriftleitung.

Die kommende Ausgabe 9/2020 zum Thema „Wie viel Pflege werden wir uns noch leisten können?“ befindet sich bereits in Vorbereitung.

Eine Kunst unter Künsten.

Die Predigt im Atelier Sprache e.V.

■ **Johanna Klee ist Geschäftsführerin und Dozentin des Ateliers Sprache in Braunschweig. In ihrem Artikel führt Johanna Klee in die Konzeption des Atelier Sprache e.V. ein und in das Verständnis der Predigt als einer Kunst unter Künsten.**

1. Das Predigen im Atelier

An einem Abend im Herbst 2001 kamen fünf Menschen im Theologischen Zentrum Braunschweig zusammen: Der Direktor des Predigerseminars Dieter Rammler, seine Kollegin, die Studieninspektorin Ingrid Drost von Bernewitz, der Schriftsteller Heinz Kattner, der Schauspieler Gerd Zietlow und der Erlanger Professor Martin Nicol. Gemeinsam entwickelten sie eine Vision: Sie wollten einen Ort schaffen, an dem die Predigt als eine Kunst unter Künsten erlernbar ist. Ein Ort, der zur künstlerischen Werkstatt wird, zu einem freien Experimentierfeld – eben zu einem Atelier.

Unter Aufgriff der Dramaturgischen Homiletik von Martin Nicol entwickelten sie das Konzept: Basierend auf verschiedenen Fortbildungsmodulen wird die Meisterklasse Predigt mit einem Zertifikat abgeschlossen. Im Jahr 2002 wurde mit Unterstützung der Braunschweiger Landeskirche der eingetragene Verein Atelier Sprache gegründet.¹

Predigt als eine Kunst unter Künsten

Buchstabensuppenwörter und Stempelsätze finden hier ihren Platz

Seitdem sind Pfarrerinnen und Pfarrer, Prädikanten und Prädikantinnen aus ganz Deutschland in Braunschweig zu Gast. In Kursen von acht bis vierzehn Teilnehmenden lernen sie in drei Tagen unter fachkundiger Anleitung die „Kunst unter Künsten“. Sie ergründen gemeinschaftlich die sprachliche Vielfalt und ästhetische Dimension der Predigtsprache. Sie spielen mit Worten, experimentieren mit Sätzen und lassen Bilder wirken.

Auch nach fast zwanzig Jahren erfreuen sich die Kurse im Atelier Sprache e.V. einer regen Nachfrage. Die Arbeit im Atelier hat sich über die Jahre weiterentwickelt. Sie hat sich durch verschiedene Symposien vertieft. Und sie hat sich ausdifferenziert. Neue Dozentinnen und Dozenten entwickeln neue Methoden

und stellen neue Fragen. Der Austausch mit kirchenfernen Menschen wird eingeübt. Methoden aus dem Playing-Arts-Bereich werden eingebracht: Im Kreuzgang des Theologischen Zentrums wird nicht mehr nur geschrieben. Buchstabensuppenwörter und Stempelsätze finden hier ihren Platz. Leichte Sprache wird zur Grundlage des Predigtschreibens mit kurzen Sätzen und starken Verben.

In den letzten Monaten kamen nun noch einmal ganz neue Herausforderungen hinzu. Durch die weltweite Pandemie, die zu etlichen Beschränkungen in Deutschland führte, rückten digitale Formen des

Verkündigens in den Vordergrund. Und so versuchen wir nun zu ergründen, wie sich digital eine Schreibwerkstatt leiten lässt und wie sich darin kreative Prozesse entfalten können. Außerdem fragen wir uns, welche Anforderungen sich an eine Predigtsprache stellen, die nicht mehr in ein kohlenstoffliches Ereignis mündet. Wie sieht eine Verkündigung aus, die über YouTube oder andere soziale Medien rezipiert wird?

2. Das Predigen als Kunst

Die Herausforderung des Predigens hat Karl Barth einst treffend formuliert: „Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können wissen, und eben damit Gott die Ehre geben.“² Unter dieser Vorläufigkeit steht unser gesamtes Sprechen von Gott. Und dafür wagen wir im Atelier den Versuch, es zu lehren und zu lernen.

Im Atelier Sprache e. V. kommen zwei wesentliche Aspekte des Predigens zusammen. Zum einen soll die je eigene Sprache ergründet werden.

Durch Methoden des kreativen Schreibens wird die eigene Sprache entdeckt und angewandt. Zum anderen werden technische Kunstfertigkeiten gelehrt. Sprache, Rhetorik und Darstellung werden reflektiert und erprobt. So wird die Predigt zu einer Kunst unter Künsten, sie ist als *ars praedicandi* die „Kunst des Lebens und die Kunst für das Leben“³. Sie ist damit zugleich Spiegel des Lebens. Sprachliche Mittel einer Gesellschaft fin-

den sich in ihr wieder, werden in ihr aufgegriffen und der Verkündigung des Wortes Gottes unterstellt. Wir versuchen als Predigende das Ganz-Andere mit unseren Worten greifbar werden zu lassen. Die Predigt gibt als Ereignis einen „Ausblick auf die Weltwirklichkeit Gottes“⁴:

„Künstlerisches Handeln gestaltet Wirklichkeit als Raum, Sprache, Klang, Farbe [...]. Künstlerisch predigen heiße: mit der kundigen Leidenschaft der Bühne, des Konzertpodiums, der Literatur, des Ateliers oder des Films sich selbst und andere der Weltwirklichkeit Gottes aussetzen. Kunst erschließt Wirklichkeit.“⁵

Dabei ist die Predigt zugleich ein „offenes Kunstwerk“, „dessen Sinnpotential sich zusammen mit dem Sinnpotential des Predigttextes in den Prozessen der Rezeption erschließt“⁶.

Die Predigt führt somit in ihrer Offenheit zu einem dialogischen und kreativen Wechselspiel gemeinsamer Sinnbildung von Predigenden und Zuhörenden. Die Predigt als Werk vollendet sich erst im Ereignis des Hörens.

Das ist die Spannung, in denen sich Predigende befinden und jeher befunden haben. Angefacht vom Feuer des Pfingstwunders, ausgestattet mit je eigenen Worten bewegen wir

uns in der Welt, um mit ihr und in ihr von Gott zu sprechen. So wie Paulus in Athen, Augustinus in Hippo und Martin Luther in Wittenberg.⁷

Damit wir uns in die Welt begeben können, braucht es Orte der Inspiration, Orte der Geistkraft. Das Predigtschreiben benötigt Räume des Unverfügbaren, der „freien Produktivität“⁸, in denen die künst-

Spiegel des Lebens

Predigtschreiben benötigt Räume des Unverfügbaren

lerische und schöpferische Freude Vorrang hat. In der Hoffnung auf „ein Szenario, bei dem Predigtlernen, Predigtlehren und vor allem Predigen selbst und Predigt hören einmal so spannend wären, so poetisch, so voller Prophetie, so mittendrin im Ereignis des Wortes Gottes“⁹, dass alle zu „tanzen beginnen auf der Schwelle, und sei es auf der protestantischen“¹⁰.

3. Das Predigen in der Postmoderne

Manche sprechen von einer gewissen „Predigtmüdigkeit“¹¹. Die Predigt sei in einer Krise und vielleicht solle man das mit dem Predigen auch gänzlich lassen?¹² Dies lässt jedoch unbeachtet, dass für viele protestantische Gemeindeglieder die Predigt dennoch das „Herzstück“ des Gottesdienstes darstellt. Die Predigt besitzt bis in die Gegenwart hinein eine äußerst hohe Relevanz für evangelische Christinnen und Christen.¹³

Nicht zuletzt die zurückliegenden Wochen haben unter den zunehmenden Beschränkungen gezeigt, dass die Predigt zu einem Schwerpunkt der digitalen – und jetzt auch wieder analog stattfindenden – Formate wird. Auch das gesprochene Wort erfreut sich popkulturell großer Beliebtheit, was Formate wie Lesebühnen, Slams oder auch TED beweisen. Beides zusammen stellt uns vor die Herausforderung, Predigt als Kunst immer wieder neu lebendig werden zu lassen und moderne sprachliche Formen auf sie anzuwenden. So gibt es Fortbildungen, die sich popkultureller Formate bedienen, so

Das Digitale bringt neue Herausforderungen mit sich

Was analog schon Fragen aufwirft, wird digital verstärkt

z. B. „Predigen wie TED“ oder auch „Predigt-Slam“.

Durch die Digitalisierung stellen sich weitere Fragen. Neben Sprache und Resonanzraum gewinnt die Aufführungspraxis in digitalen Formaten an Bedeutung, denn das Digitale bringt neue Herausforderungen mit sich. In YouTube-Tutorials erklärt der Dramaturg Felix Ritter, wie sich eine Videoandacht gestalten lässt und worauf dabei zu achten ist. Die Beziehung zur Online-Gemeinde und die lösungsorientierte Sprache prägen die Predigt als Kunst im digitalen Raum. Kameraperspektive, Lichttechnik und Ton müssen genauso stimmen wie Mimik und Gestik. Unstim-

migkeiten werden im digitalen Format schneller sichtbar: Was analog schon Fragen aufwirft, wird digital verstärkt. Demzufolge erhält die Darstellung der Predigt neben Inhalt und Form noch einmal eine ganz neue Gewichtung. Auch Predigten für Podcasts und Blogs unterliegen eigenen Regeln, genauso wie Mikroandachten für Twitter oder Instagram.

Und vielleicht werden wir uns wundern: „Wir werden uns wundern, wie schnell sich plötzlich Kulturtechniken des Digitalen in der Praxis bewähren. Tele- und Videokonferenzen, gegen die sich die meisten Kollegen immer gewehrt hatten (der Business-Flieger war besser) stellten sich als durchaus praktikabel und produktiv heraus. Lehrer lernten eine Menge über Internet-Teaching. Das Homeoffice wurde für

Viele zu einer Selbstverständlichkeit – einschließlich des Improvisierens und Zeit-Jonglierens, das damit verbunden ist. Menschen, die vor lauter Hektik nie zur Ruhe kamen, auch **junge** Menschen, machten plötzlich ausgiebige Spaziergänge (ein Wort, das vorher eher ein Fremdwort war). Bücher lesen wurde plötzlich zum Kult. So erweist sich: Wandel beginnt als verändertes Muster von Erwartungen, von Wahr-Nehmungen und Welt-Verbindungen. Dabei ist es manchmal gerade der Bruch mit den Routinen, dem Gewohnten, der unseren Zukunfts-Sinn wieder freisetzt. Die Vorstellung und Gewissheit, dass alles ganz anders sein könnte – auch im Besseren.“¹⁴

Das ist meine Hoffnung, dass das Lehren und Lernen der Predigtkunst im Atelier Sprache e. V. durch die neuen Herausforderungen bereichert und angereichert wird. So kann die Verkündigung, entfacht vom Pfingstfeuer, divers werden wie ihre Lebenswelten. Und Gottes Wirklichkeit beginnt in unserer Weltwirklichkeit vielfarbig zu schimmern.

■ Johanna Klee, Braunschweig

- 1 Cf. Drost von Bernewitz/G. Zietlow: Von Metaphern, Spannungen und Eisenbändern. Oder warum es ein Atelier Sprache gibt, in: Zeitschrift für Praktische Theologie (3/2004), 186–192.
- 2 K. Barth: Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie, in: K. Barth: Das Wort Gottes und die Theologie. Gesammelte Vorträge, München 1924, 158.
- 3 A. Grözinger: Homiletik. Lehrbuch Praktische Theologie 2, München 2008, 327.
- 4 M. Nicol/A. Deeg: Im Wechselschritt zur Kanzel. Praxisbuch Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2013, 18–19.
- 5 M. Nicol, Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2002, 33.
- 6 M. Nicol, Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2002, 62–63.
- 7 Cf. A. Grözinger: Homiletik. Lehrbuch Praktische Theologie 2, München 2008, 49–52.182–183.

- 8 So Schleiermacher, nach K. Scholl, Die Predigt zwischen Wagnis und Spiel, in: Predigt Slam, hrsg. von K. Scholl/G. Neumann/T. Erne, Schriftenreihe des EKD-Instituts für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart 7, Marburg 2012, 112.
- 9 M. Nicol, Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2002, 151.
- 10 B. Mattausch, Ich hätte da noch ein paar Fragen ... Noch ein abschließendes Statement, in: Erlebnis Predigt, hrsg. von A. Deeg, Eine Veröffentlichung des Ateliers Sprache e. V. Braunschweig, Leipzig 2014, 201.
- 11 M. Nicol, Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2002, 150.
- 12 H. Jacobs, Schafft die Predigt ab!, Artikel vom 26. Oktober 2018: <https://www.zeit.de/2018/44/religioese-reden-predigt-abschaffung-sermon-kanzeln>.
- 13 Cf. Pohl-Patalong, Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst, Stuttgart 2011 137.
- 14 M. Horx, Die Welt nach Corona, Artikel vom 16. März 2020: <https://www.horx.com/48-die-welt-nach-corona>.

Wer gern selbst ausprobieren oder mehr lernen möchte, sei auf folgende Fortbildung des Atelier Sprache e. V. hingewiesen:

**Workshop Predigt-Slam
08.–10. März 2021
Atelier Sprache Braunschweig**

Spielerische Impulse und kreative Schreibübungen führen zum „Predigt-Slam“. Die eigenen wortgewandten Slam Predigten erklingen auf der Bühne im Wettstreit. Daneben bleibt auch Zeit für Reflexion und Entwicklung des Formats im gemeindlichen Kontext. Der Workshop wird von Johanna Klee und Dominik Bartels (Poetry Slammer) geleitet.

Mehr Informationen unter:
<https://www.thzbs.de/atelier-sprache-ev/programm/>

FrauenPreacherSlam in Baden – ein Werkstattbericht

Der Badische FrauenPreacherSlam nimmt eine Vorreiterrolle auf dem Feld des kirchlichen Slammens ein. Die Leiterin der „Badischen Frauen“ Anke Ruth-Klumbies stellt ihn vor und zeigt auf, welche große Faszination und Chance in ihm liegt.

Der FrauenPreacherSlam

Zwanzig wunderbare Slammerinnen haben ihr Wörterkönnen in den letzten vier Jahren in der Peterskirche in Heidelberg unter Beweis gestellt. Unter ihnen waren kanzelerprobte Pfarrerinnen, wortengagierte Frauen der Bezirksfrauenarbeit, wörterkluge Dekaninnen, redengewandte Prädikantinnen, theologiebegeisterte Professorinnen, wortinspirierte Studentinnen. Der erste Badische FrauenPreacherSlam „Himmlische Liebesgrüße“ fand 2016 anlässlich des 100-jährigen Jubiläums der Evangelischen Frauen in Baden statt. Deutschlandweit war dies der erste FrauenPreacherSlam überhaupt. Das große Interesse, die begeisterten Rückmeldungen und die bemerkenswerte mediale Aufmerksamkeit ermutigten uns als Veranstalterinnen, in die zweite Runde des Badischen FrauenPreacherSlams zu gehen. Im Jahr 2018 folgte der zweite Predigtwettbewerb unter dem Titel „Maria, ihm schmeckt´s“. Coronabedingt fiel der 3. FrauenPreacherSlam zu „toll&kühn“ im April 2020 leider aus.

Ein Preacher-Slam ist ein mitreißender Predigtwettbewerb mit überraschenden Bibelbezügen. Beim Slam kommt es auf die

Wirkung der Worte an. Ein zutiefst evangelischer Zug ist den Slams eigen: Allein auf das Wort bauen, dem Wort vertrauen! Der FrauenPreacherSlam ist ein tosendes Event. Mit Applaus, Lachen und trommelnden Füßen begleitet das Publikum die Beiträge. Nach jedem Slam-Beitrag wird das Publikum zur Jury. Die Zuhörenden werden selbst aktiv. Ein laminiertes Zahlenspiegel hilft ihnen, Punkte zu verteilen. Die Zahlen reichen von 1 bis zur Höchstnote 10. Zwanzig Punktehalterinnen, die im Kirchenraum verteilt sitzen, verständigen sich mit ihren Banknachbarn über ihren Spontaneindruck und legen die Punktezahl fest. Fairness und Respekt gegenüber den Slammerinnen stehen bei der Bewertung im Vordergrund.

Die Slam-Abende haben uns und viele andere verzaubert. Die Slammerinnen erschlossen den Zuhörenden den Wörterhimmel der Liebe und öffneten ihre Predigtbackstuben mit öffentlicher Predigtverköstigung. Theologischer Humor gepaart mit tiefgründiger Ernsthaftigkeit haben die Abende zu etwas Besonderem werden lassen.

Der Preacher-Slam, auch Predigt Slam oder Sermon Slam genannt, lehnt sich an die erstmalig 1986 in den USA durchgeführten Poetry Slams an. Marc Kelly Smith gilt als der Begründer des Slamformats. Durchgeführt wurden die ersten Slams im Green Mill Jazz Club in Chicago. Seit den 1990er Jahren werden Poetry Slams auch in Deutschland mit wachsender Belieb-

Ein Preacher-Slam ist zutiefst evangelisch: Allein auf das Wort bauen

schlossen den Zuhörenden den Wörterhimmel der Liebe und öffneten ihre Predigtbackstuben mit öffentlicher Predigtverköstigung. Theologischer Humor gepaart mit tiefgründiger Ernsthaftigkeit haben die Abende zu etwas Besonderem werden lassen.

Der Preacher-Slam, auch Predigt Slam oder Sermon Slam genannt, lehnt sich an die erstmalig 1986 in den USA durchgeführten Poetry Slams an. Marc Kelly Smith gilt als der Begründer des Slamformats. Durchgeführt wurden die ersten Slams im Green Mill Jazz Club in Chicago. Seit den 1990er Jahren werden Poetry Slams auch in Deutschland mit wachsender Belieb-

heit durchgeführt. Die Grundsätze des Slams sind schnell erklärt: Selbstgeschriebene Texte meist in einer Länge von 5 bis 7 Minuten, keine Requisiten, Liedgut nur in Auswahl, keine Verkleidung, „nur das Textblatt, der Autor (bzw. die Autorin, Ergänzung ARK) und die Bühne sollen beim Slam eine Rolle spielen.“ (Bo Wimmer, poetry- und predigt-slam, in: Katharina Scholl, Gerhard Neumann, Thomas Erne, predigt slam, EKD-Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart, KBI 07, 2015, S. 86).

Die Idee des Predigt-Slams stammt von dem Direktor des EKD-Instituts für Kirchenbau und Praktischen Theologen Prof. Thomas Erne in Marburg. Seit 2011 werden hier regelmäßig mit Theologiestudierenden Workshops und Predigt-Slams durchgeführt (vgl. Wimmer, S. 86–89).

Was bedeutet es, wenn Frauen slammen?

Mit dem Format „FrauenPreacherSlam“ konnten die Evangelischen Frauen in Baden in ihrem Jubiläumsjahr besonders auf zwei Aspekte aufmerksam machen. Zum einen: Das Format soll eine Hommage an die vielen Theologinnen sein, denen vor 1971 noch nicht die volle Gleichstellung im Pfarramt zugestanden wurde. Erst seit 1971 gilt in Baden: Der Pfarrer ist auch die Frau. „Frauen feiern Gottesdienste. Sie laden ein, mitzufeiern. Sie laden in den heiligen Raum. In Gottesumgebung. Atmosphäre des Vertrauens. Wo die Ewige wirkt, der Befreier liebt, die Geistkraft weht. Sie dirigieren heilige Feiern. Ein FrauenPreacher-Slam ist ein Beispiel, wie begab-

te Zeuginnen Kultur, Kirche, Liebe, Leidenschaft und Zeitansage verbinden. Das ist ein Geschenk für die Kirche.“ (Christina Brudereck, Eine Frau, ein Wort, in: Anke Ruth-Klumbies/Christoph Schneider-Harpprecht (Hg.), Erinnerungen und Perspektiven, Evangelische Frauen in Baden 1916–2016, Leipzig 2016, S. 242) Zum anderen: Es sollte ein

Forum geboten werden, auf dem Lebenserfahrung und kontextuelle Theologie von Frauen zu Gehör gebracht und feministische Theologien durchbuchstabiert werden können. Geschlechterdiskurse und Gleichstellungsgerechtigkeit treffen hier auf ein poetisch-theologisches Format. „Das Format ist eine ausdrückliche Übung, in aller Freiheit zu sprechen. Gerade weil die Freiheit nicht selbstverständlich ist, will die Poesie des Glaubens sie üben.“ (Brudereck, S. 243)

Aspekte der Durchführung eines Preacher-Slams

Folgende Veranstaltungen haben bisher im Zusammenhang mit dem FrauenPreacherSlam stattgefunden:

- 2016 Slam: Himmlische Liebesgrüße Peterskirche in Heidelberg
- 2018 Slam: Maria, ihm schmeckt's Peterskirche in Heidelberg
- 2019 Slam-Fortbildung: Viva Sophia! Hohenwart Forum, Pforzheim
- 2019 Slam: Himmlisches BlindDate Stuttgart, zusammen mit Pfarrgemeinde Cannstatt

- 2020 Slam:
toll & kühn
Peterskirche in Heidelberg
(wird nachgeholt)

Die Wahl des Ortes: Zweckmäßig ist die Wahl eines Ortes, der Offenheit und die Bereitschaft zu experimentellen Veranstaltungen signalisiert. Die Universitätsstadt Heidelberg mit der Peterskirche und der Studierendengemeinde bietet einen geeigneten Raum für dieses neuartige Format kirchlicher Verkündigungspraxis. Angesprochen werden konnte dadurch ein breites Publikum aus unterschiedlichen Milieus.

Umgang mit dem Wettstreitcharakter: Nach jedem Beitrag bewerten 20 kleinere Gruppen im Gespräch den Slam mit Punkten von 1–10 – anschließend werden die Punkte zusammengezählt. In Stuttgart wurde mit dem sog. Applausometer gearbeitet. Gemessen wurde die Lautstärke des Applauses. In 2020 sollte zum ersten Mal auch die Online-Gemeinde über ein live Streaming-Portal an der Bewertung teilnehmen. Wir sind gespannt, welche Erfahrungen wir damit zukünftig machen werden.

Gelegentlich wurde Sorge vor der Bewertung von Slam-Beiträgen geäußert. Und in der Tat, es bedarf einer großen Portion Mut, sich einer Publikums-Bewertung zu stellen. Doch schon mit jedem sonntäglichen Gemeindegottesdienst setzen sich Predigende einer Konkurrenz aus: der Nachbargemeinde, den Gottesdienstangeboten in digitalen Medien oder anderen

kulturellen Veranstaltungen. Es wird in der Regel nicht nach Predigten geklatscht, mit den Füßen applaudiert oder gepfiffen, aber die Abstimmungssituation besteht trotzdem: Christina Brudereck meint, Predigten und Kirche werden dauernd bewertet. „Die Menschen stimmen nicht mit Applaus und Punktevergabe, sondern mit den Füßen ab.“ (Brudereck, S. 242).


Nach unseren Erfahrungen unterstützt der offene Wettbewerbscharakter die Lust am Reden. Keine Slammerin geht ohne Punkt von der Bühne. Gerhard Neumann zitiert als Kern des Slams die Aussage des US-amerikanischen Autors und Poeten Allan Wolf: „The point is not the points, the point is the poetry!“ (Gerhard Neumann, Predigtworkshop interkulturell, in: Katharina Scholl/Gerhard Neumann/Thomas Erne, predigt slam, EKD-Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart KBI 07, 2015, S. 95). Neumann betont den Kritiker*innen des Wettkampfcharakters gegenüber, dass der Predigt-Slam eine „mögliche

Form des Trainings- und Probehandelns zur Verbesserung und Ermöglichung von Kommunikation des Evangeliums“ darstellt (S. 104) und die Slamer*innen „neue sprachliche und performativische Wege“ gehen und damit das „eigene Potenzial“ ausschöpfen würden (S. 104).

Die Slam-Fortbildung „Viva Sophia!“

Erstmalig wurde in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle Gottesdienst die Slam-Fortbildung „Viva Sophia!“ 2019 angeboten. Sie ermöglichte erfahrenen und neugierigen Slamliebhaberinnen praxisbezo-

Lust am Reden und
am Wettbewerb



gene Übungen sowohl zu Kanzelfreier Bühnenpräsenz und Stimme als auch zu Storytelling und kreativem Schreiben. Zusammen gearbeitet wurde mit einer Schauspieltrainerin und einer Schriftstellerin. Ziel war es, einen geschützten Raum zu öffnen für Experiment, Spiel und Performance, der auch das sonntägliche Kanzelreden und Gottesdienstgeschehen bereichert.

■ Anke Ruth-Klumbies, Karlsruhe

Ich hätte nie gedacht, dass ein kaputtes Schloss zum Küssen anregen kann.

Entdeckungen beim Preacherslam

■ **PD Dr. Heike Springhart ist Pfarrerin der Johannesgemeinde in Pforzheim, Privatdozentin für Systematische Theologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg und Slammerin. In ihrem Beitrag beschreibt sie ihre Erfahrungen als Slammerin und welche Auswirkungen diese andere Form der Verkündigung auf ihre Aufgabe als Predigerin hat.**

*O Heiland, rei den Himmel auf.
Ein göttlicher Aufreißer. Eindrucksvoll.
Mit Macht gegen die Ohnmacht.
Reiß den Himmel auf!
Und lass endlich Rosen regnen
ber Aleppo und Homs.
Lass Rosen regnen für die auf den
Straßen und die in den guten Stuben.
Lass Rosen regnen für die Sehn-
süchtigen und die Arbeitsschtigen.
Sehnsüchtig schaue ich in den
offenen Himmel.
Da tropft mir ein Tropfen Regen ins
Gesicht,
kein Tropfen von dem Regen,
der aus Wüsten Gärten macht.
Einfach ein Tropfen Regen.
Mitten ins Auge.
Verstohlen wische ich ihn mir weg,
den Tropfen.
Ich stehe auf der Alten Brücke.
Rennmeile für japanische Touristen,
fasnachtsselige Kurpflzer,
zu spät aufgestandene Studentinnen,
fastfoodvertilgende Schüler.*

*Hochzeitsbildkulisse für Paare
aus aller Welt.
Auf jeder Seite vier Balknchen.
Auf einem stehe ich.
Komme mir fehl am Platz vor mit
meinem Trnentropfen.
In jeder anderen Nische ein Paar.
Schlerliebe und Seniorenknutschen.
Ich werde nie ganz verstehen,
warum ein kaputtes Schloss zum
Kssen anregt.*

(Auszug aus Heike Springharts Slam-Beitrag beim Frauen-Preacher-Slam in Heidelberg 2016)

Schon lange gibt es eine Preacher-Slam-Szene, noch länger Poetry-Slam. Ich gehörte eigentlich nicht dazu. Dass ich das Slammen für mich entdeckt habe, hat mit einer schlichten Anfrage für den ersten Frauen-Preacherslam zu tun, den die Evangelischen Frauen in Baden 2016 in der Heidelberger Peterskirche veranstaltet haben. Eher aus Neugier als aus Überzeugung, dass das genau mein Ding sein könnte, sagte ich zu. Die Aufgabe: zum Motto „Himmlische Liebesgrüße“ einen maximal 7-minütigen Text verfassen. Was aber macht eigentlich den Slam zum Slam? Felix Ritter, Dramaturg und Kommunikationstrainer, hat mir zwischen Tür und Angel den entscheidenden Schlüssel gegeben. „Du lässt die Leute beim Denken zugucken, du sagst auch das, was dir spontan an Assoziationen einfllt, möglichst kreativ, leicht und gewitzt. Und du

redest über dich.“ Einen leichtfüßigen Text formulieren, der spielerisch, gewitzt und tiefsinnig ist, zum Motto passt, irgendwie erkennen lässt, dass hier eine Predigerin spricht, ohne eine klassische Predigt zu

Keine leichte Aufgabe

sein – keine leichte Aufgabe. Als sich dann am Vorabend zum Valentinstag 2016 zehn Predigerinnen (Pfarrerinnen, Prädikantinnen, Dekaninnen) in der Sakristei der Peterskirche mit einem Glas Sekt der Leichtigkeit vergewissern sollten, war

durch die Bank die Aufregung spürbar. Sonntag für Sonntag auf der Kanzel stehen ist das eine, aber sich nun ohne klare Rolle, ohne

Dem expliziten Urteil des Publikums aussetzen

Talar, ohne liturgisches Geländer dem expliziten Urteil des Publikums aussetzen ist etwas völlig anderes.

Wer slammt, macht sich verletzlich und persönlich sichtbar. Außerdem fällt die entlastende Funktion des Amtes (sichtbar an der Amtstracht) weg. Aufgrund dieser Unmittelbarkeit berühren die Texte mitunter auch mehr als manche Predigt. Weil sie das Unerwartete zur Sprache bringen, weil ich schmunzeln oder herzlich lachen kann, weil Selbstironie und Humor, Frechheit und Witz, Sprachspielerei und Wortklauberei auch in der Kirche zum Klingen kommen.

Konzentrierte und gespannte Aufmerksamkeit der Zuhörenden.

Das kreative Spiel mit den Worten und die Lust daran, Wörter zum Leuchten zu bringen bekommen einen Raum und eine Bühne. Auch wenn die Zuhörenden eher Publikum als Gottesdienstgemeinde sind, passiert jede Menge zwischen den Slammenden und denen, die zuhören. Der äußere Ausdruck

davon ist, dass die Beiträge unmittelbar bewertet werden. Spürbar ist aber auch die konzentrierte und gespannte Aufmerksamkeit der Zuhörenden. Preacher-Slam ist ein eigenes Format und eine eigene Veranstaltungsform, von dem die klassische Predigt viel lernen kann und das auf eigene Weise das Evangelium kommunizieren kann. Ja, auch ein Preacher-Slam hat seine eigene geistliche und theologische Tiefe.

Ein „Slam“ ist eine Schlacht – allerdings eher am Kalten Büffet der Köstlichkeiten als auf Schlachtfeldern mit geschliffenen Waffen. Dieser

Gedanke des spielerischen Wettbewerbs, gar Wettstreits, hatte vier Jahre vor dem Preacher-Slam in Heidelberg noch hohe Wellen geschlagen.

Im Oktober 2012 fand der erste Heidelberger Predigt-Battle statt, in dem ein Pfarrer und eine Pfarrerin in drei vierminütigen Kurzansprachen „gegeneinander“ antraten. Diese Veranstaltung war im Vorfeld höchst umstritten, gerade in Kirchenkreisen. Dank der Bezeichnung „Battle“ war das Medieninteresse hoch. ERB, dpa,

SWR und Lokalpresse waren da. Nach der Veröffentlichung der Pressemeldung, gab es einen nie gekannten Sturm von

Reaktionen. Schlagzeilen wie diese waren zu lesen: „Battle in Gottes Namen“; „Deutschland sucht den Super-Pfarrer“; „Predigt-Battle in der Kirche. Duell vor der Kanzel“; „Redeschlacht unter Pfarrern“. In den „Pastoralblättern“ gab es eine kritische Würdigung unter der Überschrift

„Krieg der Worte“ – immerhin mit Fragezeichen. Polarisierend wurde gefragt: „Was kommt als Nächstes? Vielleicht eine „Predigt-Dschungelcamp“-Realityshow: „Ich bin ein Schweinepriester – Holt mich hier raus!“?“

Ob „Battle“ oder „Slam“ – dass es hier auch um einen Wettstreit geht, hat die Gemüter anfangs sehr erhitzt. Warum eigentlich? Längst stehen Predigerinnen und Prediger auch im Wettbewerb, seit der coronabedingten Explosion von Video-Gottesdiensten mit

öffentlich einsehbarer Klick-Zahl bei YouTube allemal. Aber auch im sonstigen kirchlichen Alltag stimmen Menschen mit den Füßen ab, suchen sich die Pfarrerin aus, die die Trauung machen soll, – oder den Pfarrer, der den Großvater beerdigen soll. Vor allem in der städtischen Situation sind die Grenzen zwischen den Parochien ja längst durchlässig geworden, und das ist gut so. Auch die Aufregung darüber, ob man eine Wörter-Schlacht im Sinne eines Preacher-Slams machen darf, ist längst nicht mehr so hoch. Im Gegenteil:

Es sind durchaus nicht nur die jungen, innovationsfreudigen Menschen, die zu einem Preacher-Slam kommen. Auch etliche eher traditionell geprägte Gemeindeglieder lassen sich dafür begeistern. Slammerinnen und Prediger stehen mit ihrer Person und ihrer (selektiven) Authentizität ein für das, was sie sagen. Sie werden sichtbar, verletzlich, angreifbar, aber eben auch spürbar und zu Zeuginnen und Zeugen für das, was sie sagen. Die alte homiletische Frage nach dem Ich

In der städtischen Situation sind die Grenzen zwischen den Parochien ja längst durchlässig

Harte theologische Arbeit

in der Predigt ist längst der Erkenntnis gewichen, dass die Aufmerksamkeit der Zuhörenden dann besonders hoch ist, wenn die Predigerin als Person sichtbar wird. Das ist freilich nicht damit zu verwechseln, dass allerlei mehr oder weniger banale Alltagserfahrungen die Wahrhaftigkeit der Predigt unterstreichen. Vom Preacher-slam lässt sich allerdings durchaus lernen,

dass ich (jedenfalls dann und wann) auch wagen kann, meine offenen Fragen in der homiletischen Gestaltung einzubeziehen und ernstzu-

nehmen. Das erfordert harte theologische Arbeit und den Abschied von einer phrasenhaften Formelsprache, die zwar richtig sein mag, aber wenig erschließt.

Zugleich macht das Format des Preacher-Slams damit Ernst, dass die Resonanz bei den Zuhörenden essentiell für die Predigt ist. Predigt ist kein Selbstzweck, schon gar nicht muss sie allen gefallen. Aber sie ist immer Rede für konkrete Adressat*innen, ob in der Gottesdienst-gemeinde oder in den virtuellen Weiten

des www. Sie ist lebendiges Geschehen zwischen der Predigerin und den Zuhörenden, nicht Aufführung, die konsumiert wird. Beim Predigen geht

es immer auch um die, an die die Predigt gerichtet ist. Wenn sie dort keine Resonanz auslöst (sei es in Zustimmung, Berührtsein oder Widerspruch), dann hat die Predigt ihren Zweck verspielt.

Das ist allerdings nicht mit einer Forderung nach Effekthascherei zu verwechseln. Die Inhalte unserer Verkündigung sind oft genug sperrig, nur selten schwarz

oder weiß und immer wieder neu theologisch anspruchsvoll zu durchdringen. Wenn dies jedoch geschieht, dann ist auch die Freiheit möglich und die Gestaltung nötig, nicht immer und immer wieder dieselben alten Formeln zu reproduzieren, sondern in neuen Formaten kreativ-theologische Inhalte zu entfalten.

Ist alles erlaubt, was gefällt? Ja und nein. Zentral bleibt die Frage: Dient die Form und das Format dem Inhalt? Nur die hohen Aufmerksamkeitswellen und medialen Resonanzen allein sind noch kein Wahrheitskriterium. Andererseits lässt sich der Inhalt auch nicht allein durch ein ungewöhnliches Format ad absurdum führen. Wenn es stimmt, was kluge Köpfe wie Karl Barth gesagt haben, dass es eine an sich unmögliche Möglichkeit ist, überhaupt über und von Gott zu sprechen – und dass wir genau diese Unmöglichkeit wissen müssen, um die Möglichkeit kraftvoll zu ergreifen –, dann heißt das, dass das Spielen mit neuen Formaten auch für die Verkündigung weder per se zu bejubeln noch per se zu verteufeln ist.

Preacher-Slam
lockt zur
Experimentierfreude

In neuen Formaten
kreativ-theologische
Inhalte entfalten

Ich hätte nie
gedacht, dass
ein kaputtes
Schloss zum
Küssen anre-

gen kann – wie auf der Heidelberger Alten Brücke. Ich hätte noch viel weniger gedacht, dass mein eigenes Predigen so sehr von der spielerischen Leichtigkeit des Slammens profitieren könnte (geschweige denn, dass ich es kann). Preacher-Slam lockt zur Experimentierfreude und in die luftigen Höhen der Bühne. Preacher-Slam ist ein großes Vergnügen für die Slammer und

die Zuhörerinnen – und eine genauso große Herausforderung. Es lohnt sich, das Spiel mit den Wörtern auszuprobieren.

Ich kann es nur empfehlen. Dann kommen Wörter zum Leuchten und manchmal sogar das Wort zum Strahlen.

*Vor zwei Wochen stand ich am Strand
von Borkum.*

Mitten in der Nordsee.

Abends, in der Dunkelheit.

*Alle sechs Sekunden ein heller und weiter
Leuchtstrahl.*

*Vom Leuchtturm auf die See gesandt.
Leuchtfeuer.*

Für einen kurzen Moment – Klarheit.

*Für einen kurzen Moment werden die
Spuren des Tages sichtbar.*

Aufgewühlter Strand.

Die Sandschaufel im Strandkorb.

Das verliebte Paar im Schatten der Nacht.

Der einsame Kurgast auf der Bank.

*Die zusammengeknüllte Zeitung
im Papierkorb.*

Das verlorene Handtuch.

*Dann versinkt all das wieder für sechs
Sekunden in der Dunkelheit.*

*Manche Wörter sind genauso, denke ich
am Strand von Borkum.*

Manche Wörter leuchten.

Willkommen.

Gnade und Vergebung.

Ich liebe Dich.

Lass es gut sein.

Versöhnung und Neuanfang.

Segen und Frieden.

Barmherzigkeit und Solidarität.

Das erste Wort meines Patenkindes.

*Die letzten Worte meines Großvaters –
alles ist gut.*

Aber es gibt auch die anderen Wörter mit Macht.

Wörter, die hektisch blinken.

Klimakatastrophe

Fluchtursachen

Hassparolen auf Bannern und

Facebook-Seiten.

Hetzjagden mit Worten und Fäusten in

Chemnitz und anderswo.

Schlagabtausch im Parlament.

Plötzlich lassen sich wohltemperierte Politikerinnen dazu hinreißen, von Misthaufen und Arschlöchern zu reden.

Vorgestern in Berlin.

Wörter, die entgleisen.

Wörter, die flackern und Strohfeuer entzünden.

Wörter, mit denen das Licht und der Ofen einfach ausgeht.

Ich sehe die Bilder und höre die Parolen – und es verschlägt mir die Sprache.

Ich denke an die Marseillaise der

Reformation – ein feste Burg ist unser Gott.

Und wenn die Welt voll Teufel wär’,

und wenn sie voller Fürsten

und Politikerinnen wär’,

die sich stur und sauer stellen –

ein Wörtlein kann sie fällen.

Ein Tweet, eine gekonnte

Journalistenfrage,

das rechte Wort zur rechten Zeit.

Wieder trifft mich das Leuchten am Strand.

Leuchtende Wörter gehen zu Herzen,

reichen tiefer als in den Verstand.

Das macht sie gefährlich.

So schmal ist der Grat zwischen Worten, die zu Herzen gehen

und Worten, die unverantwortlich manipulieren.

So schnell wird aus der Macht des Wortes Gewalt in der Sprache.

Wenn Menschen manipuliert und instrumentalisiert werden.

Wenn es nicht mehr darum geht, Menschen aufzurichten.

Wenn es nur noch um die Durchsetzung der eigenen Interessen geht.

Oder noch schlimmer:

wenn es darum geht,

Menschen bedingungslos zu binden.

So schmal ist der Grat zwischen

Wahrheitssuche und Rechthaberei.

So schmal ist der Grat

zwischen leuchtenden Wörtern und flackernden Parolen.

[...]

Manchmal gibt es Wörterleuchten wie Wetterleuchten.

Wörterrot wie Abendrot.

Wörterglühen wie Alpenglühen.

Göttliche Worte als Leuchte für meinen Fuß.

Und am Ende

Am Ende lässt Gott, die Ewige,

das Angesicht leuchten –

Über den Redseligen und über den Armseligen.

Über den Lebenssatten und den Liebeshungrigen.

Über den finsternen Gestalten und den Lichtgestalten.

Über dir und mir und uns allen

Leuchtet das göttliche Antlitz.

Und gibt Frieden.

(aus: Wörterleuchten, Slam-Beitrag beim Frauenmahl in Davos/CH, 15.09.2018)

■ Heike Springhart, Pforzheim

Spiel mit Worten – meine Erfahrungen mit dem Preacher-Slam

■ Wie viel Freude, Mut und Kompetenz es braucht und bringt, sich im Preacher-Slam zu versuchen, zeigt der Beitrag der Heidelberger Kollegin Martina Reister-Ulrichs. Er macht Lust auf mehr.

Persönliches:

The fun of a preacher slam

Dreizehnter Februar 2016. Ich bin eine von elf Teilnehmerinnen am ersten Badischen Frauen-Preacher-Slam. Noch nie zuvor habe ich so etwas gemacht. Wir sitzen wie Vips auf loungemäßig angeordneten Sofas in der Heidelberger Peterskirche. Die Kirche ist rappellvoll. Gleich werde ich vor einem Publikum sprechen statt zu einer (lieben) Gemeinde. Mich nicht im sicheren Kanzelhäuschen verschanzen, wo nur der gedankenschwere Kopf über die Brüstung ragt, sondern auf einer offenen Bühne ans Mikrofon treten und Bein zeigen. Ich predige seit zwanzig Jahren, aber mir klopft das Herz bis zum Hals. Da stehe ich. Statt meines zugeknöpften figurvernichtenden Talars in korrektem Schwarzdrüber-Schwarzdrunter trage ich ein knallrotes Oberteil, knallrote Schuhe und knallroten Lippenstift. In meinem Beitrag zum Thema „Himmlische Liebesgrüße“ geht es nämlich um die Erfindung der Farbe Rot als Farbe der Liebe. Ein bisschen platt kommt mir das jetzt schon vor. Ich muss schlucken und spüre das schwarze Samthalsband meines Dirndls um den Hals,

Mir klopft das Herz bis zum Hals

das ich zu allem Überfluss auch noch angelegt habe. Genau über dem Kehlkopf klebt daran ein knallrotes Herz. Aber jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ein Spotlight geht an und taucht das Publikum in gnädiges Dunkel. Ich fange an: „Am achten Tag der Welt erwachte Gott in aller Herrgottsfrühe, rieb sich den Schlaf aus den Augen und sprang aus seinem Himmelbett ...“ Nach wenigen Sätzen höre ich die ersten Lacher. Dann sogar Juchzer und Gluckser. Das Publikum geht mit. Ich werde lockerer, fange an, ins Dunkel zu flirten, Mimik und Gestik bewusster einzusetzen. Das hier ist eine Performance, kein Powerpoint-Vortrag. Und nach fünf Minuten muss definitiv Schluss sein.

Denn dann gehört die Bühne noch zehn anderen Frauen. Die haben ganz andere

Einfälle zum selben Thema. Kein Beitrag gleicht auch nur im Entferntesten dem andern. Am Ende brandet statt eines meditativen Orgelnachspiels tosender Beifall auf. Und wie früher beim Eiskunstlauf zückt die Jury, die in diesem Fall aus dem kompletten Publikum besteht, nach kurzer Murmelberatung Zahlenkärtchen von eins bis zehn. Die Punkte werden addiert. Und am Ende wird eine Siegerin gekürt.

Pressestimmen:

Wie Kirche auch sein kann

Die (evangelische) Predigt hat zurzeit keine wirklich gute Presse. Wenn sie es überhaupt einmal in die Presse schafft

(meistens pünktlich zur Weihnachtszeit), werden ihr in der Regel Banalität im Inhalt und Langeweile in der Form bescheinigt. Das zeugt zwar erfreulicherweise von nach wie vor hohen Erwartungen an die Kanzelrede, aber leider auch von großen Enttäuschungen einer nach wie vor interessierten Hörschaft. Ganz anders sieht dagegen die Presselandschaft in der Berichterstattung über Preacher Slams aus. Hier überschlagen sich die Kommentare in Lobeshymnen, die man der gottesdienstlichen Predigt (und ihren Halter*innen) nur wünschen mag. Ich zitiere einige Auszüge:

„Die Wettstreiter in Sachen Poesie begeistern nicht nur mit Kreativität und Talent, man spürt auch ihre Lust, auf dieser verbalen Spielwiese unkonventionelle Gedanken zu- und rauszulassen. Gegen den Strich gebürstet, vielleicht sogar mit einem Stich ins Ketzerische, ein bisschen frech und auf jeden Fall sehr originell. Das Publikum jubelt.“ (Stuttgarter Zeitung)

„Wie die Kirche raus aus den Gotteshäusern und rein in den Alltag der Menschen kommt.“ (Hannoversche Allgemeine Zeitung)

„Es ist ein Gesellschaftsspiel, das die Synapsen mobilisiert, Hirn und Verstand, Herz und Seele bewegt und geistige Organismen auslöst.“ (Stuttgarter Zeitung)

„Wie Kirche auch sein kann: Lebendig, nah beim Menschen und ebenso nachdenklich wie inspirierend und vergnüglich.“ (Berliner Zeitung)

Nicht nur vor dem Hintergrund dieser öffentlichen Aufmerksamkeit und ihrer begeisterten Nachrede lohnt sich die Frage, welchen Gewinn die sonntägliche Predigtpraxis aus dem homiletischen Format des Preacher Slams ziehen könnte.

Predigtwege:

Vom Wort Gottes zu Gottes Wörtern

Der Weg zur Kanzel in meiner ersten Gemeinde in Karlsruhe-Durlach war schmal und steil. Er musste von der Sakristei aus angetreten werden; eine Art Wendeltreppe führte viele Stufen nach oben. Für die versammelte Gottesdienstgemeinde erschien die Predigerin quasi aus dem Nichts auf der dickbauchigen goldverzierten Rokokokanzel. Viele Male

Lobeshymnen von der
Presselandschaft

bin ich diesen Weg gegangen, einsam, konzentriert und leise. Der Kanzelaufstieg und der Predigtauftritt

machten etwas mit mir. Sie lehrten mich zugleich Stolz und Demut gegenüber dem Wort, das es dort oben in luftiger Höhe zu verkündigen galt.

Nun bin ich zwar beim Predigen noch nie ein Kind von Traurigkeit oder ausschließlicher Ernsthaftigkeit gewesen, habe von Anfang an lustvoll mit unterschiedlichen Form- und Stilmitteln experimentiert und mich niemals gescheut, in einer Predigt ich (und auch du) zu sagen, aber ich bin auch ein Kind des 20. Jahrhunderts und – gerade noch zu Lebzeiten Karl Barths geboren – wohl auch jener Dialektik verhaftet, die er zwischen der Notwendigkeit und der Unmöglichkeit, von Gott zu reden, beschworen hat. Auch wenn ich die Predigt nicht als eine der drei bis vier Gestalten

des Wortes Gottes verstehe, würde ich es vielleicht so formulieren: Die Würde der Predigt ist unantastbar. Sie hat Gewicht, Gravität. Mit Leichtigkeit und Leichtfertigkeit bringe ich sie zunächst einmal nicht in Verbindung. Und leicht fertig wird sie auch nicht. Fragt man Kolleginnen und Kollegen, wie viel Zeit sie in die Vorbereitung ihrer Predigten stecken, wird man staunen. Oder aber erschrecken. Ein kompletter Arbeitstag wird in der Regel mindestens investiert.

Der Pfarrer und Schriftsteller Detlev Block beschreibt den Entstehungsprozess einer Predigt in seinem Gedicht „Pastorale“ folgendermaßen (Detlev Block, Lichtwechsel. Gesammelte Gedichte, Göttingen 1999, S. 386):

Der Chor übt nebenan.

*Hier, auf dem ungeselligen Schreibtisch,
entsteht freitagabendgehorsam
die Predigt.*

*Heile Welt,
würde ich sagen,*

*wüsste ich nicht um das Dennoch
des Singens
und die Vergeblichkeit
allen Wortes.*

Treffend zeichnet er in wenigen Strichwörtern das Bild von der Einsamkeit eines Langstreckenpredigers, der am ungeselligen Schreibtisch zwischen Frust und Fress-Attacken (biblisch: zwischen Vergeblichkeit und Dennoch) freitagabends, wenn alle Welt ins Wochenende durchstartet, seinem Auf-

Die Würde der Predigt ist unantastbar

Predigt zwischen Frust und Fress-Attacken

trag gehorsam eine Predigt produziert. Allenfalls liegt neben der Bibel noch eine seriöse Wochenzeitung auf dem Schreibtisch. Bestimmt kein Reimlexikon, kein Rätselblock, keine Scrabblesteine.

Die ersten preacher slams sind vor zehn Jahren in Marburg nicht an Schreibtischen, sondern in Schreibwerkstätten entstanden. In überaus geselligen Workshops, in denen an und mit Texten gearbeitet wurde. Nicht, indem man sich ein ums andere Mal über sie verständigte, sondern indem man mit Worten und Wörtern spielte.

Professionelles: Spiel mit dem Wort

Maria Jepsen schreibt im Vorwort des Buches Evangelische Spiritualität heute (Stuttgart 2004): „Unter den Kindern Gottes sind die Protestanten die Ernstesten. Gott hat so viele Kinderscharen. Die Protestanten aber sind die Stillen unter ihnen, selten ausgelassen und kaum prächtig gekleidet. Die Belesenen sind sie, die fast nie ohne ihr Buch unterwegs sind; sie sind die, die, wenn die andern lachen oder singen oder springen, sich unter einen Baum setzen und nicht mithüpfen, sondern ihr Buch aufschlagen und darin lesen. Nie haben sie einen Salto versucht? Nie verkleiden sie sich? Nie springen sie kopfüber ins Wasser? Sie lesen in ihrem Buch. Mit glühenden Ohren und begierigen Augen und klopfendem Herzen lesen sie Zeile um Zeile. Das ist ihr Glück: sich zu freuen an dem, was da geschrieben steht seit alten Zeiten. So fühlen sie sich Gott am nächsten. Unter den

Konfessionen sind die Protestanten die Bücherwürmer, Leseratten. Manchmal sehen sie auf die anderen Kinderscharen Gottes, die Sänger, die Tänzer, die Artisten. Dann bewegt sich ihr Herz, als wäre eine kleine unruhige Sehnsucht darin, die heraus will. Und sie wissen nicht recht: was soll das bedeuten? Doch schon neigen sie sich wieder über das Buch und beruhigen aus ihm mit schönen alten Sätzen die Unruhe. Und tanzen und baden und spielen nicht mit.“

Das Format des Preacher Slams lädt zum Spielen ein. Zum Tanzen und Baden. Zum Hüpfen und Kopfspringen.

Holger Pyka fordert mit seinem Buchtitel dazu auf: Spiel mit dem Wort (Göttinnen 2019). Es enthält viele nützliche Hinweise und konkrete Anregungen zu einem kreativen Umgang mit Sprache.

Wozu das Slammen unter anderem verleiten kann, habe ich einmal so aufgelistet:

Slammen. Slangen. Schlemmen. Schlammig. Schlampig. Schlüpfzig. Schlürfen. Dürfen. Schürfen.

Slammen klingt ein bisschen nach Schlamm. Also suche, grabe, wühle ich abseits befestigter Pfade nach Wörtern und Gedanken. Mache mich dabei auch mal dreckig. Desinfiziere nicht gleich alles, was ich sagen will, damit es auch ja klinisch rein ist. Lasse auch mal das Schlamperte zu, nicht nur das Ordentliche, das Schlüpfzige, nicht nur das Saubere.

Slammen klingt ein bisschen nach Slang. Also bediene ich mich nicht nur der Hoch-

sprache, sondern auch des Dialekts und einzelner Brocken von Fremdsprache. Wage den eigenen Tonfall, schaue den Leuten auf's Maul und rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Erfreue mich an Wortspielereien, am End- und am Stabreim. Streue das alles nur ein, bleibe locker, mache nicht gleich wieder ein vollendetes Kunstwerk daraus. Plappere drauflos.

Slammen klingt ein bisschen nach Jammen. Also bringe ich Rhythmus rein, Groove, improvisiere zwanglos und begreife meinen Beitrag nicht als letztgültiges Wort, sondern als Teil eines losen Zusammenspiels aller Beteiligten.

Gebe das Wort ab, baue einen Refrain ein. Klebe nicht fest an Formulierungen, albere ein wenig herum, respondiére statt zu rasonieren.

Slammen klingt ein bisschen nach schlemmen. Also biete ich den Leuten nicht nur trocken Schwarzbrot an, sondern auch mal kleine Appetithäppchen für den Gaumenkitzel, einen fetten Festtagsbraten, von dem einem links und rechts der Bratensaft das Kinn runter läuft, und am Schluss noch einen Haufen Schlag-sahne obendrauf, mag es auch mal üppig und prall, lebenstrunken und überbordend. Wage Ausschläge nach oben und unten, darf auch mal schlürfen. Dabei kann es trotzdem wunderbar tiefschürfend werden.

Und plötzlich klingt dann Predigen ein bisschen wie slammen. Natürlich nur ein bisschen. Aber lebendig, nah beim Menschen und ebenso nachdenklich wie inspirierend und vergnüglich.

Das Format des Preacher-Slams lädt zum Spielen ein

Gebe das Wort ab, baue einen Refrain ein. Klebe nicht fest an Formulierungen, albere ein wenig herum, respondiére statt zu rasonieren.

Postscriptum:
**The point is not the points,
the point is the poetry**

Wo auch immer ich meine Begeisterung für das Format des Preacher Slams bisher vorgetragen habe, meistens meldet sich früher oder später eine Stimme zu Wort, die das alles durchaus wohlwollend zur Kenntnis nimmt, sich (und mich) aber fragt, warum das Spiel mit dem Wort unbedingt die Form eines Wettbewerbs haben muss.

Diese Frage lässt sich historisch-kritisch beantworten mit dem Hinweis auf die Wurzeln des Preacher Slam im Poetry Slam, der diese Regularien ausgebildet hat, weil sie die Spannung erhöhen und einfach kurzweilig sind. Schließlich

geht es dabei um gute Unterhaltung. Andernorts ist sogar von Predigtbattles die Rede. Da wird der Wettkampfcharakter noch stärker betont und manchmal sogar in mehreren Disziplinen ausgetragen.

Wichtiger und bedenklicher erscheint mir freilich der Hinweis, dass ja auch unsere Gottesdienste in einer Wettbewerbssituation stattfinden, die nur häufig nicht als solche wahrgenommen oder verdrängt wird. Zehn Gottesdienste zur selben Zeit konkurrieren am Sonntagmorgen in derselben Stadt um die Gunst der Besucher*innen. Oft unterscheiden sie sich kaum. Sie stehen ihrerseits im Wettbewerb mit Fröschoppen, Fröhsport, Fröhsstück und der Bäckerei, die dazu ihre Brötchen verkaufen möchte. Und wenn es den Leuten nicht gefällt, stimmen sie eben mit den Füßen ab statt mit erhobenen Händen und Zahlenkärtchen. Der

Der Wettbewerb ist Teil des kirchlichen Lebens, beim Slammen hat er etwas Leichtes

Wettbewerb ist Teil unseres kirchlichen Lebens und unserer Angebote. Dagegen hat der Wettstreit unter SlammerInnen vergleichsweise etwas Leichtes und Spielerisches. Das bestätigt auch meine jüngste Erfahrung.

Fünftehnter November 2019. Beim ersten Baden-Württembergischen Preacher Slam bin ich wieder am Start. Im letzten Augenblick stellt man fest, dass ein Wettkampf zwischen badischen und württembergischen Kandidat*innen vielleicht doch in eine falsche Kerbe hauen würde und

ändert die Regeln des Homederbys: Zu Beginn werden baden-württembergische Paare ermittelt; das Los entscheidet, wer mit wem antritt. Ohne einander

je zuvor gesehen zu haben, ohne auch nur einen blassen Schimmer vom Text der Zufallspartnerin zu haben, tritt man gemeinsam an und auf, streitet gemeinsam, punktet gemeinsam, gewinnt oder verliert gemeinsam. Und will natürlich gewinnen. Die Aufmerksamkeit. Das Publikum. Den Siegpriis.

■ Martina Reister-Ulrichs, Heidelberg

Jesus Christus

■ Mit zwei recht unterschiedlichen Perspektiven auf die Christologie setzen wir unsere Reihe „Was uns eint?“ fort. Die beiden Beiträge von Dr. Andreas Blaschke, Pfarrer in Wiesloch, und Dr. Christian Stahmann, Schuldekan in Freiburg, kreisen gemeinsam aus verschiedenen Richtungen um die Frage der Exklusivität und Inklusivität des Redens von Jesus Christus.

»Was uns eint?« Jesus Christus

In diesem Artikel spiegelt sich mein (natürlich subjektiver) Eindruck davon, wie in Teilen des badischen und deutschen Protestantismus von und über Jesus Christus gedacht, gesprochen und geschrieben wird. Wortmeldungen aller Art, kirchliche Verlautbarungen, erlebte Gottesdienste und der persönliche Austausch mit ganz unterschiedlichen Menschen über viele Jahre hinweg – all das hat diesen Eindruck geformt. Dazu kontrastiere ich im Zuge der Ausführungen dann meine eigenen Gedanken und theologischen Anliegen.

Da Christian Stahmann und ich unsere Artikel nicht gemeinsam vorplanen oder austauschen konnten, sind meine Ausführungen nicht als direkte Antwort auf die seinen zu verstehen (und umgekehrt).

Ich sortiere meine Gedanken in drei plakativ überschriebene Abschnitte ein. In Klammern hinter den Überschriften ist ein darin jeweils besonders betroffener Bereich des kirchlichen Lebens benannt. Weder sind die Bereiche vollständig aufgezählt, noch sind die Abschnitte völlig trennscharf.

1. Theologisches »Doppeldenk« und »Pseudomorphose« (Lehre)

Mit »Doppeldenk« (engl. »doublethink«) beschreibt George Orwells Dystopie »1984« eine Art des gleichzeitigen Denkens von sich eigentlich ausschließenden Widersprüchen. Ein Denken, das die üblichen logischen Denkmuster außer Kraft setzt und die Macht der Herrschenden sichert. – Eine Art *theologischer* »Doppeldenk« begegnet mir seit meinem Studium bis heute:

Auf der einen Seite stehen die Behauptungen einer skeptizistisch-liberalen Form historisch-kritischer Exegese, wonach die historische Verlässlichkeit der Evangelien und ihrer Aussagen über Jesus eher gering bis nicht vorhanden sei: Unehnte Worte Jesu in Fülle, ihm von der Gemeinde nur untergeschobene Hoheitstitel, Wunder als bloße schriftstellerische Form der Verkündigung, das leere Grab sekundär, die Auferstehungsberichte psychologisch bedingt usw.

Auf der anderen Seite steht zugleich die Zusicherung, dass all das ja den Glauben nicht ausschließe, sondern ihn erst recht zum Glauben mache, weil er sich nicht an vermeintlich historischen Schilderungen festklammere, sondern an zeitlosen göttlichen Wahrheiten. Die Unterscheidung zwischen *Jesus*, wie er wirklich gewesen sei, und *Christus*, wie er geglaubt wird, soll das Nebeneinander dieser beiden widersprüchlichen Gedankengänge in ein und demselben Hirn und Herzen möglich machen.

Dazu kommt etwas, das Eta Linnemann (eine bei Bultmann und Fuchs habilitierte

Neutestamentlerin, die sich nach einem Bekehrungserlebnis von ihrer bisherigen exegetischen Arbeit radikal distanzierte und theologisch ganz neu aufstellte) als »Pseudomorphose« bezeichnet hat: Wichtige biblische Begriffe und Aussagen werden ihres ursprünglichen Sinns entleert und mit neuem Inhalt gefüllt, z. B. Jungfrauengeburt, Gottessohnschaft, Auferstehung. Man gebraucht die alten Begriffe, aber nicht im bisherigen Sinn, sondern so, dass sie lediglich etwas »Besonderes« an Jesus ausdrücken wollen und dass wir es in ihm »irgendwie« mit Gott zu tun bekommen.

Ich fand und finde diesen theologischen »Doppeldenk« nicht einleuchtend und die damit einhergehende »Pseudomorphose« zentraler Begriffe unredlich. Warum sollte ich an den Jesus der Evangelien wirklich glauben wollen, wenn es ihn so nie gegeben hat? Mit einem solchen Jesus wollte ich weder leben noch sterben – und auch nicht Pfarrer sein. Warum sollte ich beim Credo bekennen, Jesus sei »geboren von der Jungfrau Maria«, wenn ich beim Sprechen immer gleichzeitig mitdenken muss, dass das nur ein zeitbedingtes Aussagemittel dafür sein soll, dass Jesus »etwas Besonderes« war? Aber warum sollte Jesus letztlich überhaupt etwas Besonderes gewesen sein – ohne Jungfrauengeburt, Wunder, Hoheitsanspruch, leeres Grab und Begegnungen mit ihm nach der Auferstehung? Vor allem aber: Wenn all das in Wirklichkeit keinerlei Anhalt im Leben des Jesus von Nazareth gehabt hätte – wäre da die Entstehung des Christentums nicht ein

größeres Wunder als alles Wundersame, was Jesus von den Evangelisten zugeschrieben wird?

Ich plädiere deshalb für eine »kritische Sympathie« (Stuhlmacher) mit den Texten. Bis zu einem (schwer zu erbringenden) wirklich stichhaltigen Beweis des Gegenteils ist von der *Echtheit* und nicht von der *Unechtheit* eines Jesusworts aus-

zugehen. Das Vertrauen in die Verlässlichkeit der biblischen Quellen ist in den letzten Jahrzehnten ohnehin deutlich gewach-

Plädoyer für eine „kritische Sympathie“ zu den biblischen Texten

sen. Exegetisch und archäologisch kenntnisreich hat beispielsweise Rainer Riesner 2019 unter dem bezeichnenden Titel »Messias Jesus« (*kein* »Doppeldenk«!) umfassend gezeigt, wie heute eine wissenschaftlich verantwortete Exegese ein Jesusbild zeichnen kann, das im Einklang mit dem christlichen Glauben steht – ganz ohne Gedankenakrobatik. *„Es geht in den vier kanonischen Evangelien offensichtlich nicht nur um eine narrative Ausgestaltung von theologischen Aussagen, sondern um geschehene Geschichte. Es ist historisch möglich, zu wissen, wer Jesus war und was er wollte.“* (ebd. S. 478)

Ich rede keineswegs einer Abschaffung der historisch-kritischen Methodenschritte als solchen das Wort, wohl aber einer wachsamem Kritik der Kritik gegenüber, namentlich gegenüber einer sich oft als alternativlos gerierenden kritischen Exegese skeptizistisch-liberaler Provenienz! Es geht um eine kritische Bewertung philosophischer und weltanschaulicher »Vor-Urteile«, die oft genug als *Ergebnis* der Exegese verkauft werden – natürlich in *allen* theologischen Lagern!

2. »Liebling, ich habe den Heiland geschrunpft« (Predigt)

Bei manchen Predigten, die ich gelesen oder gehört habe, ging es mir so wie Maria damals am leeren Grab, die sagte: „*Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben!*“ (Joh 20,13).

In den gemeinten Predigten war viel vom aktuellen Tagesgeschehen, von den Menschen und deren Befindlichkeiten die Rede – natürlich in der guten und richtigen Absicht, nahe bei den Zuhörenden und ihrer Realität zu sein. Aber von *Jesus Christus* als der *allerrealsten* Realität, die wir Menschen oft genug aus dem Blick verlieren,

war *nicht* die Rede – und wenn, dann nur verzerrt in der Rolle eines bloßen Lehrers oder Vorbilds. Es schien von Jesus selbst als Person von Kanzelseite her nicht viel Berichtenswertes zu geben, und so musste die Predigt anderweitig gefüllt werden.

Gegenüber dem Reichtum und Gewicht der biblischen Aussagen über Jesus Christus waren das nach meinem Empfinden Predigten unter dem – an einen alten Familienfilm angelehnten – Motto »Liebling, ich habe den Heiland geschrunpft«!

Das Neue Testament malt uns demgegenüber Jesus Christus in einer ebenso ehrfurchtgebietenden wie anbetungserheischenden Größe und Herrlichkeit vor Augen. Paulus sagt uns, dass Jesus Christus nicht einfach ein edler Mensch mit Vorbildcharakter, sondern „in Gottes Gestalt“ und „Gott gleich“ ist und schon vor aller Zeit beim Vater war (Phil 2,6). Die Verklärung Jesu lässt die himmlische Identität

Statt Jesus zu schrumpfen, werden die neutestamentlichen Schreiber auch nicht müde, die Größe und Herrlichkeit

Jesu erkennen und seinen unbedingten Vorrang vor Mose und Elia (Mk 9,2ff). Der Kol bezeugt Jesus Christus als „Bild des unsichtbaren Gottes“ und als „Erstgeborenen aller Schöpfung“, ja, in ihm ist alles geschaffen worden. In Jesus Christus hat Gott alles mit sich versöhnt. „Durch das Blut seines Kreuzes“ hat er „Frieden gemacht“ zwischen sich und den Adressaten (Kol 1,15ff).

Kurz: Alles, wovon wir als Christen leben – Schöpfung, Gnade, Erlösung und Frieden mit Gott – gibt es nur *in* und *durch* Jesus Christus! Deshalb werden die neutestamentlichen Schreiber auch nicht müde, die Größe und Herrlichkeit

von Jesus Christus zu schildern und das, was er getan hat.

In diesen Chor soll christliche Predigt miteinstimmen: Die Hörerinnen und Hörer zieht solches homiletische Gott-Loben nach „oben“. Es löst zwar nicht gleich deren Probleme, aber es löst sie *von* den Problemen, denn es lässt sie die Gegenwart und Größe Jesu in den Blick bekommen. Es macht Jesus als *Heiland* groß – und so den Gottesdienst der Gemeinde zum »*Heil-Land*«, den *Sonntag* zum »*Sohn-Tag*« (vgl. Apk 1,10: „Herrentag“).

3. »Rettet die Soteriologie!« (Seelsorge)

Die gegenwärtige protestantische „Normal-Soteriologie“ stellt sich meiner Wahrnehmung nach im kirchlichen Alltag in etwa so dar: Gott hat die Welt und uns wunderbar und gut geschaffen. Wir alle sind seine Kinder. In Jesus sagt und zeigt er uns, wie wir *gut* und immer *besser* leben können.

Wer das wirklich will, schafft das auch so halbwegs – und Fehler macht jeder mal! Jesu Sterben und die Auferstehungserzählungen machen klar, dass die Liebe stärker ist als der Hass, das Leben stärker als der Tod. Nach dem Sterben werden wir uns alle bei Gott im Himmel wiedersehen. Ein Gericht und die Hölle gibt es nicht (höchstens innerpsychisch und innerweltlich), denn Gott ist Liebe.

Es fällt auf, dass hier eine Soteriologie im herkömmlichen Sinn nicht mehr greifbar wird. Das Skizzierte erscheint mir flach, eindimensional, statisch und langweilig.

Die Betonung liegt ganz und gar auf der *Schöpfung*. Ein wirkliches *Erlösungshandeln* Gottes sucht man vergeblich. Der Sündenfall (Gen 3) fällt letztlich unter den Tisch: Man wähnt sich noch im *Paradiesgarten* (den man umweltethisch »bebauen und bewahren« will), wo man biblisch gesehen doch schon längst »jenseits von Eden« lebt.

Ein wacher Sinn für Gottes Heiligkeit ist abhanden gekommen. Dem korrespondiert das fehlende Gespür für das Wesen und Gewicht der Sünde (»*quanti ponderis sit peccatum*«). Aus Jesu „Tut Buße und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15) wird ein »Du darfst – im Großen und Ganzen – so bleiben, wie du bist!« Entsprechend braucht es auch keine Menschwerdung Gottes und keinen Erlöser am Kreuz, sondern nur Jesu Vorbild und Lehre. Es braucht keinen stellvertretenden Sühnetod, kein „Blut des Bundes, das vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden“ (Mt 26,28). Es braucht auch kein Aufnehmen von Jesus Christus in einem Glaubensakt, um (erst) dadurch ein Kind Gottes zu werden (Joh 1,12).

Jesu Warnungen vor der Hölle, dem Gottesgericht und der Möglichkeit des Verlorengehens für den, der sich Gottes Heils-handeln verschließt, werden nicht thematisiert oder für unecht bzw. zeitgebunden erklärt (Mt 7,13f u. ö.). Die biblisch nicht gebotene und z. B. in CA 17 verworfene Allversöhnung ist zur Normaltheologie geworden. Und ganz folgerichtig wird schließlich Mission nicht mehr als *Dringlichkeit*, sondern als *Aufdringlichkeit* verstanden.

Alles hängt mit allem zusammen, eines gibt das andere – und erscheint mir in doppeltem Sinn als »blutleer« im Gegensatz zur neutestamentlichen Soteriologie.

In spannungsgeladenem Gegensatz dazu umschreibt Christian Fürchtegott Gellert im Lied EG 91 das gewaltige Drama der Erlösung beeindruckend so: „*Gott ist gerecht, ein Rächer alles Bösen. / Gott ist die Lieb, und lässt die Welt erlösen. / Dies kann mein Geist, mit Schrecken und Entzücken, / am Kreuz erblicken.*“ (Str. 4)

Das Evangelium ist Drohbotschaft und Frohbotschaft gleichzeitig: So sehr ist der Mensch *Sünder*, dass Jesus Christus für ihn sterben *musste*. So sehr ist der Mensch ein *Geliebter*, dass Jesus Christus für ihn gestorben *ist*. „Jesus ist gestorben, um die Lücke zwischen dem, was ich bin, und dem, was ich sein sollte, zu überbrücken.“ (Plass) Jesus ist gleichsam mein »Lückenbüßer«!

Solcherlei soteriologischen Grundaussagen höre und lese ich eher selten – und wenn, dann oft verdruckt und mit der Bemerkung, dass das ja »schwierig« sei oder ein Aussagebereich des Neuen Testaments, mit dem man »wenig anfangen« könne – gerade so, als sei das Kreuz des Christus Jesus ein verzichtbares *Anhäng-*

sel des Neuen Testaments, und nicht seine Mitte und sein Herz!

Eine Predigt über das Blut Jesu, die Hölle, den Teufel, den Zorn Gottes, Sühne und Versöhnung? Nie gehört oder gelesen. Nicht nur die soteriologische *Begrifflichkeit* ist unserer Kirche zunehmend abhanden gekommen, sondern weitgehend auch die *Sache* selbst.

Dabei kann m. E. der seelsorgerlich so wichtige Satz »Du *genügt!*« nur und *gerade* deshalb zugesprochen werden, weil Je-

Das Kreuz als Herz
der Soteriologie

sus *Genüge* ge-
tan hat. Und:
Dass »Gott weiß,
wie es dir geht«,

kann nur und *gerade* deshalb geglaubt werden, weil er selbst in Jesus Christus Mensch geworden ist, auch als Auferstandener fortan die Wunden trägt, die ihm der Mensch geschlagen hat.

Das Ganze erinnert mich – ich komme zum Schluss – an eine Satire, bei der ein liberaler deutscher Theologe die Trauansprache eines amerikanischen Freikirchlers zu übersetzen hat. Ein kurzes Zitat daraus charakterisiert nach meiner Einschätzung ebenso humorvoll wie treffend die oben in den drei Punkten beschriebenen Grundstimmung: Da, wo der Amerikaner nach dem Lesen des Trauverses jubiliert: „*What a wonderful Text!*“, da überträgt der deutsche Kollege: »*Dieser Text steckt voller Probleme!*« ...

Lektüre:

- Klaus Berger, Jesus, Pattloch 2004.
- Rainer Riesner, Messias Jesus: Seine Geschichte, seine Botschaft und ihre Überlieferung, Gießen, 2019.
- John Stott, Das Kreuz: Zentrum des christlichen Glaubens, 2. Aufl., Marburg, 2009.

■ Andreas Blaschke, Wiesloch

» Ihr aber, wer sagt ihr, dass ich sei?« Jesus der Christus. Interreligiöse/interkulturelle Überlegungen.

Es ist ziemlich schwer zu bestimmen, wer eigentlich Jesus ist. Rein historisch-kritisch betrachtet kann man sich auf den Strom der unendlichen Forschungsbeiträge stürzen, die seit dem 19. Jahrhundert jedes noch so kleine Detail seines möglichen Lebens analysiert haben. Das Ergebnis ist am Ende ziemlich schmal. Da auch Texte aus der paganen Umwelt neben den neutestamentlichen Evangelien vorliegen, ist wahrscheinlich unbestreitbar, dass ein Mann namens Jesus/Jeschua in Palästina vor gut 2000 Jahren für Furore sorgte und mit nicht viel mehr als 30 Jahren unter der römischen Hinrichtungstechnik der Kreuzigung seinen Tod fand. Dass sich danach eine immer größere Gemeinschaft bildete, die sich *Christiani* nannten, ist ebenfalls aktenkundig. Aber ob das, was dort damals geschehen ist, mit „Gott“ zu tun hat, ist und bleibt ein Akt des Glaubens und hängt eng mit dem zusammen, was Auferstehung genannt wird. Die 40, 50 oder 60 Jahre nach seiner Hinrichtung entstehen

Ob Jesus mit „Gott“ zu tun hat, bleibt ein Akt des Glaubens

den sogenannten Evangelien sind mitnichten Biografien, sondern komponierte Glaubenszeugnisse, mit je spezifischen Missionsstrategien. Das Projekt einer Christologie wiederum geht von der Annahme aus, dass in diesem Menschen aus Fleisch und Blut der Sohn Gottes, der Messias, erschienen sei und entwickelt auf dieser Basis, gestützt

durch die einschlägigen altkirchlichen Bekenntnisse, eine eigene Grammatik. Um die christologische Grammatik zu verstehen, muss sich jede und jeder in das Sprachspiel oder das Sinnfeld (Markus Gabriel) begeben, das mit der Auferstehung und der Präexistenz Eckdaten postuliert, aus denen sich eine theologische Fortsetzungsgeschichte entwickelt, die in verschiedenen Traditionssträngen des Tanach anklingt. Aus

christologischer Perspektive können kontextgebundene Passagen wie die Gottesknechtlieder bei Jesaja oder Prophezeiungen aus Maleachi direkt auf diese eine konkrete Person bezogen werden. Eine **mögliche** Interpretation, die zur Trennung von der jüdischen Community und damit zu Konstituierung dessen führte, was wir heute „Kirche“ (ekklesia) nennen.

Solange sich also Menschen innerhalb der christlichen Interpretationsgemeinschaft bewegen, kann zwar über Vieles vehement gestritten werden, aber gewisse basale Grundannahmen bleiben in der Regel unangetastet: Jesus ist der Sohn Gottes, er verkündet das Gottesreich, er hat die Autorität zur vollmächtigen Auslegung der Schrift, er erschließt den Menschen neu Gott als den Liebenden und Vergebenden etc.

Was geschieht aber, wenn „wir“ aus dem Kontext unserer christlichen Sprachspiele hinaustreten und uns für die Kommunikation mit Menschen aus anderen religiösen Sinnfeldern öffnen? Was geschieht mit „mir“, wenn ich auf einen Hindu, Muslim, Juden, Parsi (oder gar einen ganz norma-

len Durchschnitts-Atheisten) treffe und wir nicht nur über Corona, Pizza oder den neuen James Bond reden, sondern über „Gott“? Fokussieren wir denselben „Gegenstand“ an, reden wir aneinander vorbei ...? Die Fragen nach den Rahmenbedingungen solcher Gespräche oder Begegnungen sind wahrscheinlich

so alt wie unsere „Religionen“ selbst. Und ob man oder frau sich über Apostelgeschichte 18 beugt,

Nikolaus von Kues¹ stu-

diert oder die aktuellen Debatten über das Islampapier der Badischen Landeskirche (irritiert) verfolgt – die Herausforderung besteht immer darin, ob „ich“ über meinen eigenen Tellerrand hinausschauen und das Wagnis riskieren will, mich zu öffnen. Es geht an dieser Stelle nicht um die diffizile Ausbalancierung zwischen den Perspektiven Dialog einerseits und Mission andererseits. Hier geht es entscheidend um die Dimension der Kommunikativen schlechthin, eine Schlüsselkategorie beispielsweise im Werk der Baseler Philosophen Karl Jaspers.² Öffnet sich nicht der Kommunizierende für das Wagnis, transformiert zu werden? Wer kommuniziert, ist der nicht bereit, „Geschenke“ auszutauschen (com-municare), also Geschenke zu geben und Geschenke zu erhalten (lang lebe Marcel Mauss!)?³ Sind nicht alle diese Begegnungen Provokationen des ureigenen Egos, das im Angesicht der Anderen etwas ganz Anderes wahrnimmt als eben sich selbst – wie es permanent Emmanuel Lévinas nicht endend fordert?⁴

Der Weltkirchenrat, leider viel zu wenig in Deutschland gehört und rezipiert, hat im

Was passiert „mit Jesus“, wenn wir aus dem christlichen Sprachspiel heraustreten?

Jahr 2016 zwei kleine Schriften veröffentlicht, mit denen in nuce die Frage der interreligiösen/interkulturellen Begegnung analysiert werden kann. Die Texte sind griffig und stark, ja und am Ende theologisch unterfüttert.

Die allgemeinere Broschüre trägt den Titel *Who Do We Say That We Are?*, die etwas spezifischere fokussiert auf Johannes 4 – *Called for Dialogue*. Genf startet einen spannenden Turn, indem der Versuch unternommen wird, das christliche Handeln aus der Perspektive der Outsider wahrzunehmen. Zumindest ansatzweise und für wenige Augenblicke sollen die christlichen Akteur*innen in die Haut des dialogischen Gegenübers schlüpfen, mit eben jener Frage aus dem Markusevangelium 8,27-30:

Und Jesus ging fort mit seinen Jüngern in die Dörfer bei Cäsarea Philippi. Und auf dem Wege fragte er seine Jünger und sprach zu ihnen: Wer, sagen die Leute, dass ich sei?

Sie aber sprachen zu ihm: Sie sagen, du seiest Johannes der Täufer; andere sagen, du seiest Elia; wieder andere, du seiest einer der Propheten.

Und er fragte sie: Ihr aber, wer, sagt ihr, dass ich sei? Da antwortete Petrus und sprach zu ihm: Du bist der Christus!

Und er bedrohte sie, dass sie niemandem von ihm sagen sollten.

Jesus will wissen, welche Wirkung er auf die Menschen in Galiläa auslöst und stellt die Feedback-Frage seinem Inner-Circle.

Ganz Unterschiedliches bekommt er zu hören, bevor dann Petrus mit dem Christus-Bekenntnis antwortet und das markianische Messiasgeheimnis den Dialog beendet.

Die Frage nach der Außenwirkung des christlichen Denkens, Lebens und Tuns auf dieser einen, global-vernetzten und durch Corona global verletzenden-verletzten Welt, ist kein Marketingtrick. Genf will mit dem Check der Außenwahrnehmung eine tiefere Selbstreflexion initiieren oder wie der Text sagt: „re-evangelised through a gracious encounter with other people.“ Der Turn von draußen nach drinnen, so die ökumenische Dialog-Roadmap, nimmt noch eine weitere neutestamentliche Passage als Referenztext in den Blick. Das matthäische Gleichnis von Weltgericht (Mt. 25, 31-45). Die Frage nach dem ekklesialen Sein ist nicht entkoppelbar von der Frage nach dem angemessenen christlichen Handeln in dieser einen Welt. Und ist es dann nicht nachdenkenswert, wenn Jesus selbst die Frage nach seiner Anwesenheit mit Nacktheit, Hunger, Krankheit oder Inhaftierung beantwortet? Für mich steckt hinter dem Gleichnis aus dem Matthäusevangelium nicht nur die diakonische Grundverantwortung der Kirchen, die wir oft zu schnell an unsere diakonischen Einrichtungen delegieren, sondern ein zentraler Baustein für eine interreligiöse Hermeneutik. Wenn Gottes Sohn nach diesem Gleichnis nicht nur innerhalb der Kirche anwesend ist, lebt er durchaus in Menschen,

Der spannende Versuch, das Christliche aus der Perspektive der Outsider wahrzunehmen

durch Corona global verletzenden-verletzten Welt, ist kein Marketingtrick. Genf will mit dem Check der Außenwahrnehmung eine tiefere Selbstreflexion

initiiieren oder wie der Text sagt: „re-evangelised through a gracious encounter with other people.“ Der Turn von draußen nach drinnen, so die ökumenische Dialog-Roadmap, nimmt noch eine weitere neutestamentliche Passage als Referenztext in den Blick. Das matthäische Gleichnis von Weltgericht (Mt. 25, 31-45). Die Frage nach dem ekklesialen Sein ist nicht entkoppelbar von der Frage nach dem angemessenen christlichen Handeln in dieser einen Welt. Und ist es dann nicht nachdenkenswert, wenn Jesus selbst die Frage nach seiner Anwesenheit mit Nacktheit, Hunger, Krankheit oder Inhaftierung beantwortet? Für mich steckt hinter dem Gleichnis aus dem Matthäusevangelium nicht nur die diakonische Grundverantwortung der Kirchen, die wir oft zu schnell an unsere diakonischen Einrichtungen delegieren, sondern ein zentraler Baustein für eine interreligiöse Hermeneutik. Wenn Gottes Sohn nach diesem Gleichnis nicht nur innerhalb der Kirche anwesend ist, lebt er durchaus in Menschen,

die überhaupt nichts mit unserem Bekenntnis zu tun haben. Die Frage nach der Präsenz Gottes wird radikal universalisiert, indem der Rabbi aus Nazareth hierzu ei-

ne Phänomenologie der globalen Underdogs skizziert. – Ich will die wertvollen Hinweise aus dieser Broschüre nicht weiter fortführen und nur festhalten, dass der Lackmустest unserer christlichen Existenz auch damit steht und fällt, wie wir uns zu Menschen nichtchristlichen Glaubens stellen, die tagtäglich Opfer von Kriegen oder dem globalen Raubtierkapitalismus werden. Ja, wir müssen uns für die Palästinenser*innen christlichen und muslimischen Glauben engagieren, sobald ihre Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Ja, wir müssen aber auch (!) unsere Stimme für die Menschen in Saudi-Arabien erheben, denen das Regime der Königsfamilie beispielsweise alle Rechte auf Meinungsfreiheit raubt, ohne allen andere brutalen Verletzungen der globalen Menschenrechtsstandards aufzulisten. Christsein heißt, sich nicht zufrieden zu geben mit dem Unfrieden. Unsere Dialogbemühungen jedweder Art werden christologisch-erweise an unserem Handeln gemessen.

Die zweite, kleinere Broschüre aus Genf konzentriert die interkulturelle/interreligiöse Agenda auf einen völlig anderen, spannenden neutestamentlichen Text, Johannes 4.

Jesus, der gerade seine Jünger weit hinter sich gelassen, wandert durch Samaria. Es wird heiß und gegen Mittag setzt er sich erschöpft an den Jakobsbrunnen bei

Sychar nieder, wo er eine Samariterin trifft, die dort gerade Wasser holen will.

Gottes Sohn ist nicht nur innerhalb der Kirche präsent

Auf den ersten Blick eine angeblich normale Gesprächssituation, auf den zweiten Blick eine

Begegnung voller Anomalien. *Called to Dialogue* extrahiert aus den 42 Versen des komplexen und abgründigen Dialogs zwölf Bausteine für eine interreligiöse Dialoghermeneutik:

1. Das Gespräch zwischen dem jüdischen Rabbi und der Samaritanerin fungiert als paradigmatisches Szenario des interreligiösen wie auch des innerchristlichen Dialoggeschehens, hybride ethnoreligiöse Kategorien nicht ausgeschlossen.
2. Begegnungen, interkulturelle oder interreligiöse, sind immer Teil des Lebens in allen Dimensionen (*Dialog des Lebens*). Klar, es geht um die Frage der Gottesverehrung, es geht aber auch um Durst, um den Bauch und den Körper. Wer sich auf ein solches Terrain begibt, muss Gastfreundschaft gewähren und durchbricht die traditionellen Grenzen. Nur so kann über die eigene Community hinaus Vertrauen aufgebaut werden.
3. Johannes verleiht in dieser Geschichte einer Frau, zumal einer Frau aus einer „fremden“ Kultur, ein Stimmrecht. Wo schenken wir Christen marginalisierten Gruppen Gehör?
4. Die Details aus Johannes 4 erzählen, dass sich hier gefährdete und verwundete Personen begegnen. Hier der durstige Rabbi außerhalb seines Landes, dort die marginalisierte Frau mit ihren privaten Problemen.

5. Der komplexe Dialog, zu dem auch Missverständnisse zählen, öffnet den Raum für wechselseitige Anerkennung und ein vertieftes Verstehen des Gegenübers.
6. Ja, unverkennbar ist dem Textduktus eine missionarische Grundlinie: Wer sich im interreligiösen Dialog bewegt, kann und darf nicht seine eigene Glaubensperspektive unter den Tisch kehren.
7. An dem unverbrüchlichen Bund mit Israel hält die jesuanische Verkündigung fest.
8. Was wäre dieses Kapitel ohne die Rede vom Pneuma, das letztlich unendlich, unberechenbar und unerreicht unsere Welt berührt und verändert?
9. Der Jakobsbrunnen steht als Repräsentant für die Orte der Dialogbegegnungen: An den Rändern, in den Grenzzonen artikulieren sich interreligiöse/interkulturelle Begegnungen. Die spannende Frage ist, wie diese Gespräche *on the edges* zurück in die Gemeinschaft getragen werden. Dialogger sozusagen als „Vorhut“ der Kirchentransformation.
10. Wer dialogisiert, verändert sich und das Gegenüber. *Transformation of life* schreibt an dieser Stelle das Papier.
11. So setzt das eher intime Gespräch am Jakobsbrunnen anschließend unter den Jüngern eine Dynamik frei, die zwangsläufig die Community verändern. Haben wir den Mut, die Impulse der interreligiösen/interkulturellen Debatten in unsere klassischen christlichen Foren aufzunehmen?

Das Konzept der Gastfreundschaft als wegweisend für die interreligiöse Kommunikation?

12. Gottes Sein ist durch und durch dialogisch, Er selber ist Kommunikation pur – dazu genügt nur ein Blick auf die erste Seite der Bibel.

Nach wie vor ist völlig offen – und wird heftig diskutiert –, welchen Zweck interreligiöse Kommunikationsforen eigentlich verfolgen sollen oder können. Geht es beispielsweise um das bessere Verstehen anderer religiöser Interpretationsgemeinschaften und welche Rolle kommt dabei den inhärenten Konsens- bzw. Dissenslogiken zu?⁵ Oder werden die Dialogbemühungen auf den verschiedenen lokalen, regionalen und überregionalen Ebenen dem übergeordneten politischen Interesse der Integration und Pazifizierung gesellschaftlichen Konfliktpotenzials untergeordnet?⁶ Reinhold Bernhardt hat in seiner jüngsten Veröffentlichung *Inter-Religio* zwei zentrale Paradigmen interreligiöser Kommunikationsoptionen unterschieden.⁷ Da ist zum einen das Modell des „Dialogs der Religionen“, ein philosophisch-theologischer Leitbegriff, dessen wechselvolle Historie sich von Autoren und Texten des Hochmittelalters über die Aufklärung bis zur Dialogphilosophie Martin Bubers oder Veröffentlichungen des ÖRK erstreckt. Zu Recht ein vielversprechendes Paradigma, weil reziproke Interaktion, Respekt oder auch Perspektivenübernahme im Mittelpunkt stehen. Aber gehen nicht diese idealen Kommunikationsbedingungen mitunter an der Realität vorbei und klammern Differenzen oft vorzeitig aus? Einen stärker asymmetrischen Akzent setzt das zweite Paradigma interreligiöser Kommunikation:

das Konzept der Gastfreundschaft. Es taucht in zentralen Passagen der hebräischen Bibel und des Neuen Testaments auf, wird aber auch von antiken Autoren wie Cicero geprägt. In jüngerer Zeit wird *Hospitalität* besonders in den Texten eines Paul Ricœur, Emanuel Lévinas oder Jacques Derrida als Raum eröffnende Geste diskutiert⁸ und erlebt theologischerseits in Gestalt des Konzeptes der Konvivenz⁹ seine ekklesiologische Anschlussfähigkeit. Doch lässt sich mit dem Verweis auf Gastfreundschaft eine permanente Koexistenz interreligiöser und interkultureller Communities organisieren oder zielt der Begriff eher auf temporäre Events und religiöse Feierlichkeiten?¹⁰

Ich weiß nicht, ob die Konzepte des Dialogs und der Gastfreundschaft hinreichende Beschreibungskriterien liefern, um die komplexe Begegnung am Jakobsbrunnen begrifflich einzufangen. Denn hier schaffen elementare Bedürfnisse einen dritten Raum, der Identitätszuschreibungen destruiert, religiöse Normen transformiert und völlig neue Optionen der Gottesverehrung eröffnet. Im Gravitationsfeld der mutualen Verwundbarkeit wird erkennbar, dass der Ich-Konstituierung das Angesprochenwerden vorausgeht. Oder wie es Judith Butler in *Adaption des Repertoires* von Emmanuel Lévinas formuliert:

Meiner Ansicht nach (...) ist das Leben der anderen, das Leben, das nicht unser eigenes ist, auch unser Leben, denn welchen Sinn »unser« Leben auch haben mag, er

*rührt genau von dieser Sozialität her, von der Tatsache, dass wir immer schon, von Anfang an, von einer Welt der anderen abhängig sind, dass wir in und von einer sozialen Welt konstituiert werden.*¹¹

Und wenn jeder Mensch von Sozialität elementar konstituiert wird, dann können wir nach Butler nicht wählen, mit welchen Menschen wir diese Erde bewohnen, und ich erweitere, dann können wir auch nicht darüber entscheiden, mit welchen Nationen, Kulturen oder auch **Religionen** wir dieses planetarische Habitat teilen. Ist nicht mit dieser Erkenntnis ein transzendentaler Rahmen skizziert, der viel weitreichender interreligiöse Kommunikationsformen begründet als Dialogizität oder Hospitalität? Dieses In-der-Welt-Sein ist nicht verhandelbar, nicht menschengemacht, sondern verdankt sich religiös gesprochen der „Ökumene“ im Sinne eines ubiquitären Lebensnetzes, von Gott geschaffen. *Who Do We Say That We Are?* zitiert hierzu Psalm 24,1f.:

„Die Erde ist des HERRN und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen. Denn er hat ihn über den Meeren gegründet und über den Wassern bereitet.“ Dazu folgt der Kommentar: „... God’s care could not exclude those who did not know him by name.“¹² – Für Judith Butler erwächst zwangsläufig aus der Erkenntnis der Interdependenz von Gefährdetsein eine universale Verpflichtung zum Schutz der Bedingungen lebenden Lebens und die Forderung, Marginalisierungen und Ausbeutung konsequent zu minimieren, weil alle Menschen gleich sind. Mit Sicher-

Das planetarische Habitat, das gemeinsame „In-der-Welt-sein“ als Paradigma

heit sind diese globalethischen Folgerungen mit Forderungen des ÖRK auf Deckung zu bringen. Aber lässt sich die Universalisierungstendenz auch auf die Formen verfasster Religiosität übertragen? Johannes schreibt:

Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. Ihr wisst nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden. Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, in der die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn auch der Vater will solche Anbeter haben. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. (Johannes 4,21-24)

Es muss offenbleiben, ob diese Passage die Kirchen in ihrer globalen Vielfalt beschreibt oder auch einen Raum jenseits ihrer institutionalisierten Organisationen benennt. Vielleicht ist aber gerade diese Pluralität ein Indiz dafür, dass auch die Grenzen religiöser Gemeinschaften und damit der Kirchen nicht statisch sind, sondern auf Fluidität angelegt bleiben. Und mit Sicherheit sind die interreligiösen Dialoger*innen gerade die Scouts, die immer wieder die alten Grenzen überprüfen, verschieben und radikale Anfragen an die institutionalisierten Kirchen adressieren.¹³

■ Christian Stahmann, Emmendingen-Mundingen

- 3 Marcel Mauss, Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt 1990 (=1923/1924).
- 4 Emmanuel Lévinas, Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht, Freiburg 2011⁴.
- 5 Pars pro toto: Anne Käfer, Hermeneutische Herausforderung im Dialog der Religionen. Ein Versuch über interreligiöses Verstehen, in: Evangelische Theologie 79/2019, S. 102–113.
- 6 Hansjörg Schmid/Ayşe Akca/Klaus Barwig (Hg.), Gesellschaft gemeinsam gestalten. Islamische Vereinigungen als Partner in Baden-Württemberg, Baden-Baden: Nomos 2008. Levent Tezcan legt akribisch die verfassungsnormierende Agenda der Deutschen Islamkonferenz dar: Das muslimische Subjekt. Verfangen im Dialog der deutschen Islamkonferenz, Konstanz 2012. Henning Wrogemann, Kenntnis – Konsens – Kontroversität. Kirchliches Papier zum Verhältnis Christen und Muslime und der Begriff des Dialogs, in: Evangelische Theologie 79/2019, S. 179–192.
- 7 Reinhold Bernhardt, Inter-Religio, Zürich 2019, S. 183–266.
- 8 Burkhard Liebsch/Michael Staudigl/Philipp Stoellger (Hg.), Perspektiven europäischer Gastlichkeit, Weilerswist 2016. Darin: Philipp Stoellger, >Raum Geben<. Sprachfiguren des gastlichen Umgangs mit Fremden, S. 397–425.
- 9 Theo Sundermeier, Konvivenz als Grundstruktur ökumenischer Existenz heute, in: Wolfgang Huber/Dietrich Ritschl/Theo Sundermeier (Hg.), Ökumenische Existenz heute, München: Christian Kaiser 1986, S. 49–100
- 10 So zu Recht die Anfrage von Reinhold Bernhardt, ebd., S. 265.
- 11 Judith Butler, Gefährdetes Leben und die Ethik der Kohabitation, in: Dies., Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung, Berlin 2016, S. 133–162, S. 156.
- 12 Ebd., S. 17f.
- 13 Zu dieser institutionskritischen Dimension politischen Handelns: Ernesto Laclau, Warum Populismus, in: Oliver Marchart (Hg.), Ordnungen des Politischen. Einsätze und Wirkungen der Hegemonietheorie Ernesto Laclaus, Wiesbaden 2017, S. 233–240.

1 Der leider inzwischen verstorbene Heidelberger Klaus Berger hat diese Dimension eines Nikolaus von Kues wieder für unsere Gegenwart erschlossen: Klaus Berger und Christiane Nord (Hg.), Vom Frieden zwischen den Religionen, Frankfurt 2002.

2 Karl Jaspers, Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung, München 1963.

Entgegnung der Verfasser der Freiburger Projektion auf den Artikel von Volker Matthaei

■ Pfarrer Volker Matthaei hat in der Maiausgabe der badischen Pfarrvereinsblätter unter dem Titel „Cui bono – wem nützt die Projektion 2060“ u. a. Methodik und Kommunikation der Freiburger Studie kommentiert. Die Verfasser der Studie Fabian Peters und David Gutmann nehmen dazu wie folgt Stellung:

1. Wissenschaft lebt vom Diskurs. Wissenschaftliche Methodik und Ergebnisse müssen sich immer prüfen lassen. Das gilt umso mehr, wenn deren Erkenntnisse für (kirchen-)politische Interpretationen herangezogen werden. Deswegen sind wir Volker Matthaei für seine kritische Auseinandersetzung mit unserer Studie dankbar. Insbesondere seine inhaltlichen und praktisch-theologischen Schlussfolgerungen können ein hilfreicher Beitrag bei der öffentlichen Diskussion der Freiburger Studie sein. Leider sind seine Aussagen zu Methodik und Ergebniskommunikation zum Teil sachlich unzutreffend.
2. Volker Matthaei fordert in seinem Beitrag, dass die Ergebnisse unserer Projektion *„auch für den Bereich der badischen Landeskirche veröffentlicht werden“* sollen¹. Das ist bereits 2019 geschehen. Auf der Herbsttagung der Landessynode hat Fabian Peters die badischen Ergebnisse vorgestellt. Präsentationsfolien und Wortprotokoll des Vortrags sind im öffentlich zugänglichen Synodenprotokoll enthalten. Zudem ist ein Video des Vortrags unter <http://www.bit.ly/freiburg2060> auf YouTube verfügbar. Der Oberkirchenrat hat sämtliche Mitarbeitende der Landeskirche über dieses Angebot in einem Newsletter im Januar 2020 informiert. Volker Matthaeis Forderung überrascht umso mehr, da wir mit ihm im Vorfeld der Synode in Kontakt standen und ihn explizit zu der Tagung eingeladen hatten.
3. Da die Freiburger Studie Teil unserer kumulativen Dissertationen war, musste die wissenschaftliche Veröffentlichung in international anerkannten und deswegen i. d. R. englischsprachigen Peer-Reviewed-Journals erfolgen. Wie lange dieser Veröffentlichungsprozess dauert, ist nur schwer vorhersehbar. Im Interesse eines ökumenisch koordinierten Vorgehens haben sich EKD und Deutsche Bischofskonferenz (DBK) in Absprache mit uns daher zunächst für eine bundesweite populärwissenschaftliche Veröffentlichung entschieden. Neben der von der EKD erstellten Broschüre „Kirche im Umbruch“ haben beide Kirchen auf ihren Homepages ein Factsheet veröffentlicht, das die wesentlichen Annahmen und Methodik erläutert.² Auf beide Quellen weist auch Volker Matthaei in seinem Beitrag hin.
4. Volker Matthaei kritisiert in seinem Beitrag, dass *„klare Aussagen vermieden [werden], welche Austrittsquote für die Projektion zum Maßstab gemacht wird und welcher Zeitraum dafür herange-*

zogen wurde.“³ Auch diese Aussage hat uns überrascht. Findet sich doch die Antwort darauf sowohl im von Volker Matthaei zitierten Factsheet als auch in einem deutschsprachigen wissenschaftlichen Beitrag, den wir im Juni 2019 in der Zeitschrift für Pädagogik und Theologie veröffentlichten und der auch in der EKD-Broschüre angekündigt wurde.⁴ Auch der von Volker Matthaei angeführte englischsprachige Fachartikel findet sich auf der Homepage der EKD⁵ und weist auf den Bezugszeitraum eindeutig hin.⁶ In diesem Beitrag wird auch auf den angemahnten Zusammenhang der wiedervereinigungsbedingten erhöhten Austritte mit der Einführung des Solidaritätszuschlags hingewiesen.⁷

5. Weiterhin fragt sich Volker Matthaei, ob „die Ausweitung der Lebensarbeitszeit bis zum 67. Lebensjahr bis 2030 in der Projektion gar nicht berücksichtigt ist.“⁸ Hierzu haben wir in einem wissenschaftlichen Beitrag zur projizierten Kirchensteuerentwicklung ausgeführt, dass eine kontinuierliche Verlängerung der Lebensarbeitszeit bis 2060 um 5 Jahre eine höhere Kirchensteueraufkraft um 0,9 Prozentpunkte zur Folge hätte.⁹
6. Volker Matthaei weist zudem darauf hin, dass seines Erachtens „die Festlegung auf eine dieser [von uns erstellten Projektions- (Anm. d. Verf.)] Varianten Kaffeesatzlesen“ ist.¹⁰ Bei dem von uns angewandten Kohorten-Komponenten-Modell mit deterministischen Annahmen handelt es sich um die wissenschaftlich anerkannteste und gängigste Methodik der Bevölkerungsfort-

schreibung¹¹, die bspw. auch vom Statistischen Bundesamt angewandt wird. Nichtsdestotrotz handelt es sich bei unseren Ergebnissen nicht um Prognosen, sondern um Projektionen. Die Ergebnisse basieren auf Annahmen und untersuchen, wie sich gegenwärtige Trends auf Kirchenmitgliedschaftszahlen in der Zukunft auswirken. Darauf haben sowohl die EKD als auch wir in unseren Veröffentlichungen und Vorträgen deutlich hingewiesen.¹²

7. Insofern wäre eine Nichteinbeziehung von kirchenspezifischen Faktoren unseriös – ist es doch eher unwahrscheinlich, dass in Zukunft mit einem ausgeglichenen Saldo von Aus- und Eintritten zu rechnen ist.¹³ Projektionen dienen in erster Linie der Veranschaulichung von Einflussfaktoren. Sie zeigen Handlungsmöglichkeiten auf. Deswegen haben wir in Szenarien u. a. auch den Einfluss steigender wie sinkender Austrittszahlen untersucht.¹⁴
8. Die Kommunikation der Ergebnisse war uns ein Herzensanliegen. In den vergangenen 18 Monaten haben wir sie bei weit mehr als 100 Veranstaltungen mit Leitungsverantwortlichen und Multiplikatoren beider großer Kirchen in ganz Deutschland vorgestellt und diskutiert. Aufgrund der Vielzahl an Anfragen konnten wir dennoch nicht immer zusagen. Dann haben wir nach kreativen Lösungen gesucht: So ist für den Bereich der badischen Landeskirche das bereits oben erwähnte Video entstanden. Darüber hinaus haben wir zur Freiburger Studie breit in diversen Zeitschriften informiert bspw. in *zeitzeichen*, das baugerüst oder die neue caritas.¹⁵

9. Mit Volker Matthaei stehen wir seit Mitte 2019 in Kontakt. Für seine methodischen und kommunikativen offenen Fragen wären wir vor Veröffentlichung seines Beitrags jederzeit ansprechbar gewesen. Davon hat er leider keinen Gebrauch gemacht.

15 Vgl. David Gutmann und Fabian Peters (2019), Weniger, älter, ärmer in: neue caritas 120 (20), 21-24; dies. (2020), Talfahrt nach unten. Was die „Freiburger Studie“ zur Kirchenmitgliedschaft zeigt in: zeitzeichen, 21(2), 24-26 und dies. (2020) Warum habt ihr euch nie gemeldet? Über das Austrittsverhalten junger Menschen in: das baugerüst – Zeitschrift für Jugend- und Bildungsarbeit, 1/20, 14-17.

-
- 1 Volker Matthaei (2020), Cui bono – wem nützt die Projektion 2060) in: Badische Pfarrvereinsblätter 05|2020, S. 170.
 - 2 Vgl. https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/projektion-2060-ekd-vdd-factsheet-2019.pdf
 - 3 Vgl. Volker Matthaei (2020), a.a.O., S. 165.
 - 4 Vgl. Fabian Peters, Wolfgang Ilg und David Gutmann (2019), Demografischer Wandel und nachlassende Kirchenzugehörigkeit: Ergebnisse aus der Mitgliederprojektion der evangelischen und katholischen Kirche in Deutschland und ihre Folgen für die Religionspädagogik in: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie, 71(2), 196–207 und Kirchenamt der EKD (2019), Kirche im Umbruch Zwischen demografischen Wandel und nachlassender Kirchenverbundenheit, Hannover, S. 27.
 - 5 Vgl. <https://www.ekd.de/projektion2060-faktoren-mitgliederrueckgang-45534.htm>
 - 6 Vgl. David Gutmann und Fabian Peters (2020), German Churches in Times of Demographic Change and Declining Affiliation. A Projection to 2060. In: Comparative Population Studies 45, S. 18.
 - 7 Vgl. a.a.O., S. 11.
 - 8 Vgl. Volker Matthaei (2020), a.a.O., S. 165.
 - 9 Vgl. Fabian Peters und David Gutmann (2020), Kirchensteuerentwicklung der beiden großen Kirchen in Deutschland. Eine Projektion bis 2060. Zeitschrift für öffentliche und gemeinwirtschaftliche Unternehmen, 43 (1), S. 80f.
 - 10 Vgl. Volker Matthaei (2020), a.a.O., S. 164.
 - 11 Vgl. M.V. George, Stanley Smith, David Swanson und Jeff Tayman (2004): Population Projections. In: Jacob Siegel und David Swanson (Hg.): The Methods and Materials of Demography. San Diego: Elsevier Academic Press: 561–601.
 - 12 Vgl. bspw. den Vortrag unter <http://www.bit.ly/freiburg2060> ab Minute 16:30, Gutmann und Peters (2020), a.a.O., S. 3 oder auch Kirchenamt der EKD (2019), a.a.O., S. 4f.
 - 13 Vgl. Fabian Peters, Wolfgang Ilg und David Gutmann (2019), a.a.O., S. 207.
 - 14 Vgl. David Gutmann und Fabian Peters (2020), a.a.O., S. 43–46.

Ausschlafen ist meine Sonntagspflicht?

Der Sonn- und der Feiertag im Kirchenrecht

■ „Ausschlafen ist meine Sonntagspflicht“, hat die katholische Jugend in Köln unlängst propagiert. Diese – nicht ganz ernst gemeinte – Provokation gibt eine verbreitete Haltung wieder. Wie hält es die evangelische Kirche mit Recht und Tradition der Sonn- und Feiertage? Ist sie in diesem Thema „gut aufgestellt“, in „normalen“ und in Krisenzeiten? Und was riskiert sie, falls sie es nicht ist? Diese Fragen reflektiert der Kirchenrechtler im EOK, Prof. Dr. Uwe Kai Jacobs.

1. Sonntagsfrage

„Die *Feier* der Festtage ist in den landesherrlichen *Sabats-* und anderen Verordnungen und in den *gemeinen Rechten* vorgeschrieben und näher bestimmt worden. Der *weltlichen* Obrigkeit und den polizei Kollegien kömmt daher hiebei die *Aufsicht, Dispensation*¹ und die *Bestrafung* der Verletzung derselben, zu.“

So lehrte es Hofrat Schnaubert, Staatsrechtler und evangelischer Kirchenrechtler, im Jena des Jahres 1792.² Damit umriss er – bereits vor mehr als zweihundert Jahren – eine Rechtslage, die uns heute entweder als selbstverständlich oder als überraschend erscheint: Sonn- und Feiertagsrecht ist ein Gegenstand des Staatsrechts, kein Thema des evangelischen Kirchenrechts. Stellt es die Sonntagsfrage schlichtweg nicht? Bestärkt wird dieser Eindruck bei einem Blick in die Stichwortregister der aktuellen

Ist der Sonntag überhaupt Thema des Kirchenrechts?

Literatur. Das Handbuch für Presbyterinnen und Presbyter der Evangelischen Kirche der Pfalz³ kennt im Stichwortverzeichnis zwischen „Sitzungsleitung“ und „Sozialberatung“ keinen „Sonntag“. Auch der „Feiertag“ findet zwischen „Familienbildung“ und „Finanzausgleichsgesetz“ keine Erwähnung. Selbst ein Klassiker unter den Lehrbüchern zum Kirchenrecht wie der „Erler“ registriert im Sachverzeichnis zwischen „Ferdinand I.“ und den „Finanzabteilungen der Kirchen“⁴ keinen „Feiertag“, ebenso wenig zwischen den Lemmata „Sohm, Rudolf“⁵ und

„Spiritualien“ den „Sonntag“.⁶ Die Literatur-Recherche ließe sich beliebig ausweiten, etwa um die aktuelle Publikation

der „100 Begriffe aus dem evangelischen Kirchenrecht“.⁷ Kein Sonntag in Sicht, und auch kein Feiertag.

2. Fehlanzeige?

Kann der evangelische Kirchenrechtler daher nur Fehlanzeige vermelden? Er wäre dazu geneigt, kommt doch der Sonntag, jedenfalls dem Worte nach, selbst in der Grundordnung (GO) der Evangelischen Landeskirche in Baden nicht vor.⁸ Er wird nur umschrieben. Nach Artikel 9 GO haben die Mitglieder der Kirche „Anspruch darauf, dass ihnen in regelmäßigen öffentlichen Gottesdiensten und aus besonderen Anlässen Gottes Wort verkündigt und das Abendmahl gereicht wird.“ Natürlich meint dies neben den Kasualgottesdiensten („aus besonderen An-

lassen“) die Sonntagsgottesdienste („regelmäßige Gottesdienste“). Für das ältere Kirchenrecht, etwa die Unionsurkunde der badischen Landeskirche,⁹ also ihr Gründungsdokument, und für die kirchenrechtliche Literatur¹⁰ besteht daran keinerlei Zweifel.

Sonntags wird, sofern keine staatliche Einschränkung greift,¹¹ Gottesdienst gehalten, und zwar als öffentliche, allgemein zugängliche Veranstaltung.¹² Eine Teilnahmepflicht trifft aber allenfalls die Konfirmanden.¹³ Klar ist nämlich, dass es in der evangelischen Kirche keine Sonntagspflicht gibt, wie sie die katholische Kirche kennt, und zwar kraft kanonischen Rechtes (can. 1247 Codex Iuris Canonici).¹⁴ In ökumenischer Perspektive wird daher unter Kirchenrechtlern diskutiert, was eine eucharistische Gastfreundschaft einschließen sollte: „Kanzeltausch [und] Anerkennung des Gottesdienstbesuches in der [evangelischen] Nachbargemeinde als Erfüllung der [katholischen] Sonntagspflicht.“¹⁵ Das Fehlen vollwertiger gemeinsamer Sonn- und Feiertagsgottesdienste gilt als ein Brennpunkt der Ökumene.

Eine normative Vorgabe für die Kirchenmitglieder zur Achtung des Sonn- und Feiertags kennt die evangelische Kirche also nicht, anders als manche Kirchenordnungen der Reformationszeit,¹⁶ anders als manche Freikirche.¹⁷ Schon die Bekenntnisschriften der Reformatoren befassen sich mit der Frage, was es bedeutet, den „Feiertag zu heiligen“. Luther antwortet im Großen Katechismus: „Nicht so,

daß man hinter dem Ofen sitzt und keine grobe Arbeit tut oder einen Kranz aufsetzt und seine besten Kleider anzieht, sondern [...] so, daß man Gottes Wort betreibt und sich darin übt.“¹⁸ Im Zentrum stehen demnach die Bibellese, die auch in Corona-Zeiten möglich ist, und die Predigt, und sei sie digital erlebbar.

Was so zentral ist, braucht Zeit und „zeitigt“ Auswirkungen, und zwar auf die Predigtlänge. Ausufernde Predigten sind strapazios. Deshalb sehen sich die Kirchenordnungen der Reformationszeit veranlasst, die Predigtzeiten zu begrenzen, und sie treffen differenzierte Vorgaben für Werktagspredigten und solche an „Sonn-, Feyer- und Bettagen“.¹⁹ Dazu äußern sich die geltenden Kirchenordnungen nicht mehr.

Nicht ganz verblasst ist aber das Bewusstsein, dass Samstag und Sonntag kein Wochenende bilden. Die Woche beginnt mit dem Tag des Herrn. Daher vermeidet es eine Arbeitsrechtsregelung der badischen Landeskirche, vom Wochenende zu sprechen. Sie setzt den Begriff „Wochenende“ in Klammern, quasi als Verweis auf den säkularen Sprachgebrauch. Die „Arbeitsrechtsregelung für den Dienst an Sonn- und Feiertagen“ nimmt Berufsgruppen wie Gemeindediakoninnen oder Kirchendiener in den Blick und regelt:

„Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die regelmäßig wöchentlich [...] Sonntagsgottesdienst versehen, erhalten [...] zusätzlich zum Jahresurlaub jährlich sechs dienstfreie Samstage und Sonntage (Wochenenden).“²⁰

Die Tradition des Sonntags „schimmert“ rechtlich durch

Auch ohne kirchengesetzliche Regelung folgt die evangelische Kirche dem tradierten Festkalender,²¹ gegen den die Reformatoren keine Einwände hatten,²² und sie kennt eine eigene Feiertagspraxis. Karfreitag galt lange als „heiligster Feiertag“ der Protestanten.²³ Das wirkt noch nach, wenngleich mit abnehmender Tendenz. Ein weiteres Stichwort gibt der Buß- und Betttag. Wie in vielen Pfarrgemeinden, so feiert auch die Hausgemeinschaft der Mitarbeitenden im Evangelischen Oberkirchenrat in Karlsruhe an Buß- und Betttag regelmäßig Gottesdienst, natürlich morgens und nicht abends wie in den Gemeinden. An Gründonnerstag haben die Angestellten in der badischen Landeskirche ab zwölf Uhr arbeitsfrei bei Fortzahlung des Entgelts.²⁴

3. Soft practice?

Das klingt ein wenig nach „soft practice“. Der Protestanten liebstes Kind ist der Buß- und Betttag gewiss nicht, und er ist es wohl nie gewesen. Dafür ist seine Tradition zu kurz und zu fragil, schon angesichts seiner Bedeutungswechsel.²⁵ Fremdeln mit dem Buß- und Betttag ist nicht neu, wie ein Bericht aus der Zeit um 1900 über die badischen Industriearbeiter illustriert:

*„Mit Himmelfahrt und Pfingsten weiß der Arbeiter nichts anzufangen; auch für das Reformationsfest hat er wenig Sinn. Den Bußtag hält er für überflüssig: ‚Buße soll tun, wer will; wir brauchen es nicht, unser ganzes Leben ist schon Buße genug‘.“*²⁶

Bezeichnender Weise fällt der Buß- und Betttag in Österreich, der Schweiz und in Deutschland auf unterschiedliche Tage.²⁷

Auch in Deutschland war seine Lage lange Zeit uneinheitlich gewesen. Als gesetzlicher Feiertag in Deutschland wurde er 1994 der Einführung der Pflegeversicherung geopfert, ein einmaliger Vorgang, der zeigt, wie konfessionelle Feiertage nach ihrer gesellschaftlichen Rendite bilanziert werden.

In ganz Deutschland „geopfert“? Sachsen hat damals dem Trend getrotzt. Gewissermaßen kompensatorisch ist inzwischen der Reformationstag in einigen Ländern wie Schleswig-Holstein gesetzlicher Feiertag geworden, ohne als religiöser Feiertag verstanden werden zu müssen, wie die Entstehungsgeschichte der Gesetzesänderung zeigt. Ein Kulturfeiertag? Ein religiös-weltliches Zwitterwesen?²⁸

4. Perspektive der Lebensordnung

Am deutlichsten, jedenfalls in kirchenrechtlicher Perspektive, wird die Beziehung der evangelischen Kirche zum Sonn- und Feiertag in der kirchlichen Lebensordnung (LO).

a)

Die LO der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau aus dem Jahr 2013, ein recht aktueller Text, erinnert an die „christliche Tradition, an Sonn- und Feiertagen Gottesdienst zu feiern“ und weiß, dass „der sonntägliche Gottesdienst [...] heute an vielen Orten möglich (ist)“, also nicht nur in der Parochialgemeinde (und vielleicht auch im Internet?). Um den Rhythmus geht es der Lebensordnung der Lippsischen Landeskirche vom Juni 2019: „Die christliche Gemeinde feiert wöchent-

lich, in der Regel sonntags und an den kirchlichen Feiertagen Gottesdienst“ (§ 1 Abs. 1 LO).²⁹

Nicht nur „in der Regel“, sondern immer sonntags, so erwartet es die Lebensordnung der UEK:

„An allen Sonntagen und kirchlichen Feiertagen werden öffentlich Gottesdienste gefeiert, zu besonderen Anlässen auch an Werktagen.“ (Nr. 47 Ordnung des kirchlichen Lebens).

b)

Das Gedenken an die Toten ist ein unreligiöses Anliegen. Wichtig ist es allen christlichen Kirchen. Die evangelische Kirche hält es insoweit nicht anders als die katholische, wenn sie in der Lebensordnung regelt:

„Im Sonntagsgottesdienst werden die Verstorbenen namentlich genannt“ (Artikel 3 Abs. 2 Satz 1 LO Baden).

Zugleich verbindet die evangelische Kirche ihr Gedenken mit gesellschaftlichen Anliegen. Die Lebensordnung der EKHN wird hierbei konkret:

„In den Gottesdiensten am vorletzten Sonntag im Kirchenjahr nimmt die Kirche den staatlichen Volkstrauertag zum Anlass, der Menschen aller Völker zu gedenken, die durch Krieg und Gewaltherrschaft getötet wurden. Sie ruft sich selbst und alle anderen zur Versöhnung und Frieden auf.“

„Die Gemeinde gedenkt besonders am Ewigkeitssonntag (Totensonntag) ihrer Verstorbenen. Dabei werden in der Regel

die Namen der im vergangenen Kirchenjahr kirchlich bestatteten Gemeindeglieder verlesen“ (Nr. 332 und 334 LO EKHN).

Die Bedeutung des „Totensonntags“ hat in jüngerer Zeit zugenommen. Die individuelle Lebens- und Trauergeschichte ist dabei in den Vordergrund gerückt.³⁰ Am „evangelischen“ Totensonntag feiert aber die katholische Kirche seit 1925 den Christkönigssonntag.³¹ Wer beansprucht die Deutungshoheit? Wer setzt heute die Akzente? Das kann auch innerkonfessionell unklar sein. Darf die Trauung eines evangelischen Soldatenehepaares, das für einige Jahre im französischen Elsass stationiert ist und an Karfreitag endlich gemeinsam dienstfrei hat, um in der badischen Heimat kirchlich zu heiraten, für diesen Tag abgelehnt werden?

Der Sonntag gehört dem Herrn und nicht dem Kirchenmitglied

Man reflektiere die aktuellen Zielbeschreibungen wie „einladende Kirche“ und „Mitgliederorientierung der Kirche“.³² Dem zuständigen Pfarramt fiel die Entscheidung dementsprechend schwer. Formale Ablehnungsgründe nach Artikel 5 LO Trauung sind nicht ersichtlich. Dass Würde und Charakter des Karfreitags keinen Raum für einen Traugottesdienst bieten, betont die Lebensordnung der EKHN freilich zu Recht (Nr. 272 LO) und in allgemein gültiger Weise. Denn mit den Sonntagen „gehört“ auch der kirchliche Feiertag „dem Herrn“ (Ex 20,9-10) und nicht dem Kirchenmitglied.

5. Gedenkkultur und Ambivalenzen

Evangelische Gedenkkultur äußert sich nicht allein in Fest- und Feiertagen, son-

dem zugleich in der steinernen Predigt, im Kirchenbau. Man denke an die Gedächtniskirchen, vor allem an die Gedächtniskirche der Protestation in Speyer. Ferner an die zahlreichen Luther- und die seltenen Zwingli-Kirchen oder an die Stuttgarter Brenz-Kirche und die Martin-Bucer-Kirche in Breisach.

Dabei sei nicht ausgeblendet, wie sich die evangelische Feiertagspraxis – auch sie! – dem NS-Gedankengut unterwarf. Beispielhaft sei aus einem Rundschreiben des badischen Landesbischofs zitiert, das am 14. April 1935 „an sämtliche Pfarrämter“ adressiert wurde:

„Der Tag der nationalen Arbeit, der 1. Mai, ist wie folgt kirchlich zu begehen:

Am Vorabend des Tages ist zur bestgeeigneten Zeit ein Gottesdienst zu veranstalten. Wird von örtlichen NS-Formationen der Wunsch nach einer gottesdienstlichen Feier am 1. Mai selbst im Rahmen ihrer Tagesveranstaltung geäußert, so ist dem Wunsche zu entsprechen.“³³

Die Problematik des Themas „evangelische Feiertagskultur und Nationalismus“ oder „Reformationsjubiläen und politischer Protestantismus“ ist bekannt.

6. Wertschätzung?

Einige Feiertage sind typisch evangelisch wie das Reformationsfest oder der Allgemeine Buß- und Betttag. Wie alle kirchlichen Feiertage schützt sie das staatliche Recht, zum Beispiel durch die Landes-Feiertagsgesetze. Flankierend zum Feiertagsgesetz für Baden-Württem-

berg bestimmt der Evangelische Kirchenvertrag, dass die „kirchlichen Feiertage [...] gesetzlich geschützt bleiben“ (Artikel 2 Abs. 1). Zugleich verpflichtet er das Land, seinen Schutz des Sonn- und Feiertagsrechts auch in Zukunft „in seinem wesentlichen Umfang zu gewährleisten“ (Artikel 2 Abs. 3).

Gefahr droht dem Status quo nicht nur im Krisenfall durch staatliche Restriktionen zugunsten der Gefahrenabwehr, deren Angemessenheit differenziert beurteilt werden kann.³⁴ Gefahr droht vor allem durch den gesellschaftlichen Wandel, durch Desinteresse am Charakter der kirchlichen Feiertage. Provokationen durch atheistische Kreise, die vor vier Jahren zur umstrittenen Karfreitagsentscheidung des Bundesverfassungsgerichts führten,³⁵ mögen dagegen als Nachweis der Besonderheit des Tages interpretiert werden. Nur wer den Karfreitag „irgendwie“ ernst nimmt, reibt sich an ihm.

Die Kirchen bleiben aufgefordert, auch ihrerseits das hohe Gut, welches für den Einzelnen wie für die Gesellschaft als Ganzer im Sonn- und Feiertag liegt, wertzuschätzen, und zwar nicht nur in synodalen³⁶ oder anderen kirchenleitenden Erklärungen,³⁷ nicht nur in politischen „Allianzen für den

Sonntag“, sondern in der Praxis an der Basis. Kirchliche Basare, und sei ihr Zweck noch so gut gemeint, an Sonntagen im Anschluss an den Gottesdienst zu veranstalten, sei es im Kirchengebäude selbst, sei es im Gemeindehaus, sollte aus diesem Grund ein „No go“ sein. Wer den Sonntag

Wertschätzung des
Sonn- und Feiertages in
der Praxis an der Basis?

als den Tag des Herrn, der Vollendung der Schöpfung wie der Auferstehung, feiert, muss eindeutig auftreten.

Einen ambivalenten Eindruck hinterlässt deshalb die Internet-Werbung einer Berliner Kirchengemeinde:

„Der jährliche Basar am 1. Advent bildet den Höhepunkt unserer Gemeindefeste [...]. Der Gottesdienst beginnt um 10 Uhr in der einem Kaufhaus ähnlichen Kirche. Es passen gar nicht alle Leute in die Kirche. Wenn dann nach dem Gottesdienst die Zurückgehaltenen auch noch in die Kirche strömen, beginnt einer der schönsten Tage des Jahres. Bis 16 Uhr geht der Verkauf, das Staunen und Schauen [...].“³⁸

Das Internetfoto zeigt einen Kirchenraum, der mit Trödelständen vollgestopft ist. Ob der Bericht von Jesus und den Händlern im Tempel („Tempelreinigung“)³⁹ nicht mehr präsent war? Zwar dient der Erlös des Basars sozialen Zwecken, wie die Website mitteilt, aber der beschriebene Event im Advent hat ein ganz eigenes Warten auf etwas Kommendes – adventat – zum Gegenstand: Erwartet wird der Kaufrausch. Also ein typisches Marktgeschehen, wie es den Werktag prägt.

7. Abschied vom Sonntag?

Das Handeln der Kirche darf ihre Rede nicht konterkarieren. Der weltliche Sonntagsschutz kommt ohne christliche Sonntagsheiligung⁴⁰ nicht aus. Das kirchliche Recht vermag daran zu erinnern. Es kann mit seinen theologischen Grundlagen und

historischen Traditionen auch etwas zur Diskussion beitragen, die in der evangelischen Kirche geführt wird, ob nämlich der „Abschied vom Sonntagsgottesdienst“ anstehe. Führt die Empfehlung der EKD, „über den Fortbestand des Sonntagsgottesdienstes offen zu diskutieren,“⁴¹ in die falsche Richtung? Die Empfehlung, die aus der Zeit unmittelbar vor der Corona-Krise stammt, hat jedenfalls eine kritische Reflektion ausgelöst, auch in Baden.⁴²

Aus meiner Sicht ist der Sonntag christologisch invariabel und daher für die Kirche unverzichtbar. Für Christinnen und Christen ist jeder Sonntag ein Festtag. Der Rhythmus einer vom Sonntag strukturierten Woche, eines vom Kirchenjahr begleiteten Kalenders⁴³, eines Lebens, das nicht „atemlos durch die Nacht“ und durch den Tag irrt, eines christlichen Lebens, das vielmehr auf gelassene Weise warten kann – etwa im Advent –, eines Lebens, das freiwillig auf unbedenkliche Fülle verzichten kann – etwa in der Fastenzeit –, ein Leben, das weiß, dass es sich nicht selbst heiligen kann, das alles braucht als seelisches Erlebnis- und Gravitationszentrum den Sonntag und den kirchlichen Feiertag. Es braucht eine „zyklische Ladestation“ in der christlichen Gemeinschaft, gerade in Krisenzeiten.⁴⁴

Darum stehen der evangelischen Kirche Kampagnen zur Wertschätzung des Sonntags – „Gott sei Dank, es ist Sonntag“ oder „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werktage“ – gut an. Solche Kampagnen sind im Grunde zeitlos, in einer Homeoffi-

ce-Arbeitswelt, die infolge der Pandemie einen Schub bekommen hat, sogar besonders wichtig. Wer den Sonntag – im Schulterschluss mit den Gewerkschaften – als Schutzgut für die arbeitende Bevölkerung verteidigt („Ruhetag“), ihn aber nicht selbst als Tag des Herrn lebt (Christustag), wird der Welt kein „Salz“ im Sinne des Matthäusevangeliums bieten. Wer schützt den Menschen vor dem Arbeitsethos ständiger Verfügbarkeit, vor Ausbeutung und Selbstausbeutung, letztlich also vor sich selbst?

Wer den Sonntag nicht theologisch füllt, wirkt in seiner sozialetischen Position, die er in der Gesellschaft einnimmt, blass und wenig glaubwürdig, zumal der Sabbat oder der Freitagabend in „verwandten“ Religionen, also dem Judentum oder dem Islam, durchaus als Erkennungsmerkmal dienen: „Sag, wie hältst Du’s mit der Religion?“ Das weitgehende Schweigen des Kirchenrechts zum Thema kann daher auf ein Verständnis des Sonntags deuten, das ihm für die *vita christiana* keine konstitutiven Elemente zumisst. Eine allzu individualistische Deutung von „*sola fide*“?

■ Uwe Kai Jacobs, Karlsruhe

- 1 Befreiung, Dispens.
- 2 Andreas Joseph Schnaubert, Grundsätze des Kirchenrechts der Protestanten in Deutschland, Jena 1792, S. 180 f. Das Werk erfuhr weitere Auflagen 1795 und 1805.
- 3 Landeskirchenrat (Hg.), *Miteinander Kirche bewegen. Handbuch für Presbyterinnen und Presbyter 2014–2020*, Speyer 2014.
- 4 Ein Aspekt des Kirchenkampfes in der NS-Zeit.
- 5 Von ihm stammt berühmte Sohm’sche These, wonach das Wesen des Kirchenrechts mit dem Wesen der Kirche in Widerspruch stehe.
- 6 Adalbert Erler, *Kirchenrecht*, 5. Aufl., München 1983.
- 7 Hans Michael Heinig/Jens Reisinger (Hg.), *100 Begriffe aus dem evangelischen Kirchenrecht*, Tübingen 2018.

- 8 Mit Ausnahme von Art. 112 Abs. 3 GO. Dort geht es aber um die Fristberechnung bei Beschwerden gegen verwaltungsrechtliche Entscheidungen („fällt das Ende der Frist auf einen Sonntag, ...“).
- 9 § 6 Unionsurkunde 1821: „Nach diesem Ritus wird das heilige Abendmahl [...] an den bestimmten Sonn- und Festtagen in allen evangelischen Kirchen des Landes gehalten [...]“.
- 10 Gerhard Rau, *Die Kasualhandlungen als Gottesdienste*, in: Ders./Reuter/Schlaich (Hg.), *Das Recht der Kirche*, Bd. III: *Zur Praxis des Kirchenrechts*, Gütersloh 1994, S. 49 ff.
- 11 VO des Kultusministeriums über infektionsschützende Maßnahmen gegen die Ausbreitung des Virus SARS-Cov-2 im Bereich von Gottesdiensten und weiteren religiösen Veranstaltungen und Ansammlungen sowie Bestattungen, in: *Kultus und Unterricht (ABl. des KM)* v. 2. Juni 2020, S. 53.
- 12 Uwe Kai Jacobs, *Kirche geschlossen? Badisches Pfarrvereinsblatt* Nr. 6/2020, i. E.
- 13 Artikel 3 Abs. 5 und 8 Abs. 2 LO Konfirmation. Vgl. auch das Modell „Konfi 3“ mit Familiengottesdiensten, an denen „sich die Kinder und Eltern beteiligen“, § 6 Konfirmandenarbeitsordnung.
- 14 „Ausschlafen ist meine Sonntagspflicht“, lautet dagegen ein provokativer Slogan des Kölner BDKJ, der daran erinnern will, dass der Besuch des Sonntagsgottesdienstes nicht zur Pflichtübung verkommen darf, vgl. www.katholisch.de/artikel/23889-koelner-bdkj-verteidigt-prova..., aufgerufen am 08.01.2020.
- 15 Wolfgang Lienemann, *Partikularkirchen und ökumenische Bewegung*, in: Rau/Reuter/Schlaich (Hg.), *Das Recht der Kirche*, Bd. II: *Zur Geschichte des Kirchenrechts*, Gütersloh 1995, S. 318-376 (374).
- 16 Dietrich Pirson, *Feiertage*, 1. Ev., in: *Lexikon für Kirchen- und Staatskirchenrecht*, Bd. 1, Paderborn u. a. 2000, S. 689 f.; G. Neusser, *Feiertage*, in: Adalbert Erler/Ekkehard Kaufmann (Hg.), *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte* 1, Bd. I, Berlin 1971, Sp. 1094–1097 (1096).
- 17 Vgl. Art. XIV der Glaubensgrundlagen der Evangelisch-methodistischen Kirche (*Kirchenverfassung*, Ausgabe 2017, S. 46).
- 18 Horst Georg Pöhlmann [Bear.], *Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche*, 2. Aufl., Gütersloh 1987, S. 616 f. Ähnlich steht es im Kleinen Katechismus.
- 19 Nassauische Konformitätsordnung von 1617, zitiert nach Heiko Forstmann, *Ubi est verbum, ibi est ecclesia*. Diss. Saarbrücken 2019, S. 60.
- 20 § 2 Abs. 2 Arbeitsrechtsregelung [Baden] für den Dienst an Sonn- und Feiertagen, www.kirchenrecht-baden.de/dokument/4078.
- 21 *Liturgisches Kalendarium zum Evangelischen Gottesdienstbuch*, hrsg. von UEK und VELKD, Hannover 2006.

- 22 CA 28.
- 23 Karl Lengler, Kirchliche Sitte und volkstümlicher Brauch im Hunsrückland, in: Ernst Gillmann (Hg.), Unsere Kirche im rheinischen Oberland, Simmern 1954, S. 489 ff. (517).
- 24 § 4 Nr. 6 Abs. 2 AR-M.
- 25 Maike Neumann, Der Buß- und Betttag. Geschichtliche Entwicklung – aktuelle Situation – Bedingungen für eine erneuerte Praxis, Neukirchen-Vluyn 2011. Bedeutungsentwicklungen haben auch andere kirchliche Feste wie Erntedank erfahren.
- 26 Gerhard Schwinge u. a. (Bearb.), Zeitabschnitt 1890–1918, in: Vorstand des Vereins für Kirchengeschichte (Hg.), Geschichte der badischen evangelischen Kirche seit der Union 1821 in Quellen, Karlsruhe 1996, Dokument Nr. 127, S. 254 f.
- 27 Hans-Christoph Schmidt-Lauber, Buß- und Bettage, EKL, 3. Aufl., Bd. 1, Göttingen 1986, S. 598 f.
- 28 Das kann bereits für den Einmal-Feiertag am 31.10.2017 angenommen werden (§ 1a FTG), vgl. Heiko Feurer, Von Feiertagen, Tanzverboten und Kopftüchern – Gesetzliche Neuerungen im baden-württembergischen Religionsrecht, VBIBW 3/2017, S. 89–98 (90).
- 29 Ähnlich: VELKD (Hg.), Leitlinien kirchlichen Lebens der VELKD. Handreichung für eine kirchliche Lebensordnung, Gütersloh 2003, S. 26 f.
- 30 Kristian Fechtner, Im Rhythmus des Jahreskreises. Praktisch-theologische Perspektiven des Kirchenjahres, ThLZ 2005, Sp. 351–370.
- 31 Christian Wessely, Einfach katholisch. Was katholische Christen glauben und wie sie feiern, 2. Aufl., Innsbruck/Wien, 2013, S. 151.
- 32 David Gutmann u. a. (Hgg.), Kirche – ja bitte. Innovative Modelle und strategische Perspektiven gelungener Mitgliederorientierung, Neukirchen-Vluyn 2019.
- 33 Dokument Nr. 1703, in: Gerhard Schwinge (Hg.), Die Evangelische Kirche in Baden im „Dritten Reich“. Quellen zu ihrer Geschichte, Bd. III: 1934-1935, Karlsruhe 1995, S. 866 f.
- 34 Philipp Bender, Verwaltungsgerichtlicher Rechtsschutz gegen Gottesdienstverbote durch Maßnahmen zur Eindämmung des Coronavirus, NVwZ 9/2020, S. 608.
- 35 Entscheidung vom 27.10.2016 (NJW 2017, S. 1164).
- 36 „Schutz des Sonntags“, Beschluss der Landessynode Lippe vom 25.11.2008, GVBl. 2009, S. 277 f.
- 37 Unsere Verantwortung für den Sonntag. Gemeinsame Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD-Texte Nr. 22), Bonn/Hannover 1988.
- 38 www.martin-luther-neukoelln.de/willkommen/feste-feiern/advent, aufgerufen am 09.01.2020.
- 39 Mt 21,12-14; Mk 11,15-17; Lk 19,45-46.
- 40 Wie Fn. 14.
- 41 Liturgische Konferenz der EKD, Kirchengangstudie 2019. Erste Ergebnisse, Hannover 2019, S. 42. Vgl. dazu Thomas Klatt, Geht es auch ohne? Der Sonntagsgottesdienst scheint zum Auslaufmodell zu werden, in: Zeitzeichen 12/2019, S. 46–48.
- 42 Hans-Gerd Krabbe, Das darf doch wohl nicht wahr sein! Badische Pfarrvereinsblätter 1/2020, S. 35.
- 43 Vgl. Art. 9 Abs. 2 LO Konfirmation Baden (Konfirmationssonntage).
- 44 Vgl. Christian Schad, Theologische Reflexionen in der Corona-Krise, Pfälzisches Pfarrblatt 4/2020, S. 147 f.

Antike Wissenschaft im Alten Testament

■ **Angeregt durch die Beiträge zur Schöpfung aus unserer Reihe „Was uns eint?“ denkt Dr. Bernd Jørg Diebner, Honorarprofessor und Akademischer Oberrat i.R. am Wissenschaftlich-Theologischen Seminar in Heidelberg, über das Spannungsfeld von biblischen Schöpfungsaussagen und naturwissenschaftlichen Erkenntnissen weiter nach.**

0.

Das Problem „Biblische Aussagen und (Natur-) Wissenschaft“ kommt in kirchlichen und theologischen Diskussionen spätestens seit der Aufklärung, also immerhin seit rund 400 Jahren, immer wieder zur Sprache¹.

In neuester Zeit geschieht dies oft – motiviert durch evangelikale Fundamentalisten – unter den Schlagwörtern „Kreationismus oder Evolutionismus“². Für die evangelikalischen Schöpfungs-Theologen („Kreationisten“) hat Gott die Welt mit all ihren Phänomenen in sechs Tagen zu je 24 Stunden erschaffen, und zwar vor etwa 6.000 Jahren. Über zehn Jahre plus oder minus lassen sie mit sich diskutieren. Als ‚Evolutions-Teufel‘ muss bei den Kreationisten noch immer besonders Charles Darwin (1809 – 1882) herhalten. In der seriöseren Diskussion spielt der evangelikale Kreationismus keine Rolle, bestenfalls noch in der Form des Kinderglaubens, der irgendwann, ähnlich dem Glauben an den

Er war das Lob Gottes

Schöpfung als äußerer Grund des Bundes Gottes

liturgische Intention

Weihnachtsmann und den Osterhasen, mit der Realität konfrontiert wird, was durchaus ein schmerzlicher Reifungsprozess sein kann³.

Für diese seriöse Diskussion ist klar, dass der Schöpfungs-Bericht in 1. Moses/Genesis 1,1 – 2,3 nicht naturwissenschaftliche Erkenntnis in unserem neuzeitliche Sinne bieten möchte. Was aber dann? – Eine Antwort gibt Armin Graf in seinem

Beitrag zum Thema „Schöpfung“ mit dem Bezug auf das biblische „Israel“: „Wenn Gott der ist, den wir erlebt haben in seinem Wort und seinem Tun, was bedeutet dies für Anfang und Ende der Welt? ... Wer diese Fragestellung vor Augen hat, der erkennt, dass die Menschen der Bibel nicht mit naturwissenschaftlicher Neugier fragten, wie alles geworden ist. ... Der Grundtenor war ein anderer. Er war das Lob Gottes – siehe es war sehr gut! Hier, vor Grundlegung der Welt, beginnt die Liebesgeschichte Gottes, die Schöpfung als äußerer Grund des Bundes Gottes. In den beiden Erzählungen aus Genesis 1 [gemeint wohl: 1 – 3; BJD] ist diese besondere Beziehung zwischen Gott und dem Menschen das eigentliche Thema.“⁴

Das Lob Gottes hat eine liturgische Intention, keine (natur-)wissenschaftliche. Dieser Deutungsversuch Armin Grafs lässt der Wissenschaft ihren Raum und erspart die höchst raffinierten und intellektuellen evangelikal-fundamentalistischen theoretischen Quälereien, Kohle, Erdöl

und Dinosaurier in das Sechstausend-Jahre-Korsett hinein zu quetschen⁵.

Unbeschadet dieser neuzeitlichen Überlegungen stelle ich die Frage, ob nicht Textpartien des Alten Testaments, besser: deren Autoren, zu ihrer Zeit, nämlich zum (immer nur hypothetischen) Zeitraum der Abfassung dieser Texte einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhoben haben könnten. Auf "Wissenschaftlichkeit" im Sinne der Antike, nicht anachronistisch bemessen im Sinne unserer modernen Naturwissenschaften. – Ich greife vor, indem ich behaupte, dies ließe sich belegen.

Hierzu wähle ich zwei alttestamentliche Textbereiche aus: **(1.)** Gen 1,1 – 2,3 (den ersten Schöpfungsbericht) und **(2.)** 3. Mose/Lev 11 und 5. Mose/Dtn 14,1-21 (die Speise-Vorschriften).

1.

Es ist ein seit langem etabliertes und geradezu versteinertes Forschungsdogma, dass der "erste" Schöpfungsbericht in der Abgrenzung Gen 1,1 – 2,4a Literatur des 6. Jh vC sei und der sog. „Priesterschrift“ (Kürzel: P) zugerechnet werden müsse. Die hierfür angegebenen Gründe finden wir in jeder *Einleitung/Einführung in das Alte Testament*. Diese Gründe sind innerhalb des geschlossenen Argumentations-Zusammenhanges schlüssig, sind jedoch reine Schreibtisch-Thesen und halten keiner externen Kontrolle stand (*no proof by external evidence*), die die Alttestamentler darum auch vermeiden. Ich versuche nun im Folgenden einen *external evidence* beizubringen, der die Hypothe-

se einer Grundschrift (literarischen "Quellenschrift") P des Pentateuch⁶ (der hebräischen Torah) aus dem 6. Jh vC falsifizieren könnte.

Der Schöpfungsbericht in Gen 1 verteilt Gottes Schöpfungswerke auf sechs resp. sieben Tage (zählt man Gen 2,1-3 mit). Gott "schafft" nicht mit seinen Händen, sondern durch sein performatives Wort, ähnlich wie ein Richter durch sein Urteil Realität schafft. – Im Einzelnen sind es folgende Werke:

Tag 1: das Licht; den Unterschied zwischen Licht und Finsternis gleich Tag und Nacht.

Tag 2: die "Feste" als Unterscheidung der Gewässer; die Unterscheidung der „Wasser unter der Feste von den Wassern über der Feste“, die Gott die Himmel nannte.

Tag 3: Durch die Sammlung des „Wassers unter dem Himmel an einem Ort“ das Trockene gleich Land (= Erde) und Meer; die Pflanzen auf der Erde.

Tag 4: Lichter an der Himmelfeste zur Unterscheidung von „Zeiten, Tagen und Jahren“ (= Kalender); Sonne und Mond als Lichter für Tag und Nacht und Unterscheidung von Licht und Finsternis werden an der Himmelfeste festgemacht.

Tag 5: Wassertiere und Vögel am Himmel.

Tag 6: (a) Landtiere; (b) Menschen „nach dem Bilde Gottes“, die über alles andere Lebendige der Schöpfungstage 3, 5 und 6a.

Tag 7: Vollendung des Schöpfungswerkes durch den Ruhetag, den *Shabbath*.

Es sind insgesamt mehr Schöpfungswerke als dazu benötigte Schöpfungstage, ein Umstand, der den Alttestamentlern

Anspruch auf
Wissenschaftlichkeit

sieben Tage (zählt man Gen 2,1-3 mit). Gott "schafft" nicht mit seinen Händen, sondern durch sein performatives

(ATler) viel Kopfzerbrechen bescherte. Sie erkennen nicht, dass die sechs „Werk-tage“ und der eine „Ruhetag“ durch das jüdische Sieben-Tage-Wochenschema vorgegeben waren, in dem der *Shabbath* den wöchentlichen Vorgriff auf die erhoffte Vollendung der Schöpfung symbolisiert. Der ganze Text ist vom *Shabbath* her gedacht und konzipiert. In dies Schema mussten wie viele „Schöpfungswerke“ auch immer eingepasst werden. Literarkritische Überlegungen und Hypothesen über die Entstehung des uns überlieferten Textes sind für sein Verständnis nicht sehr hilfreich und förderlich. Die Autoren haben mit diesem Text eine in sich geschlossene und sinnvolle Erzählung geschaffen.

Nun stellt sich die Frage: Wann könnte der Schöpfungsbericht Gen 1,1 – 2,3 entstanden, also abgefasst worden sein? Die Argumente für eine Abfassung im 6. Jh vC im Rahmen der ‚Quellenschrift‘ P sind (siehe oben) nicht zwingend⁷. Der Beantwortung dieser Frage könnten die folgenden Beobachtungen dienen.

2.

Weil die ATler sich bezüglich der Einordnung des Schöpfungsberichtes Gen 1,1 – 2,3⁸ quasi-dogmatisch festgelegt haben, kommt ihnen nicht in den Sinn, sich einmal über mögliche Vergleichs-Texte aus einer späteren Zeit zu informieren. Sie suchen nur nach Vergleichsmaterial im „Alten Orient“ vor der von ihnen festgelegten Datierung der Bibeltex-te, vorzüglich aus dem Zweistromland, weil „Israel“ dort ja im 6. Jh vC im „Exil“ darbt und trotzdem Kulturgut der „Feinde Israels“ aufzog.

2.1

Somit kommt für die ATler die griechische Antike nicht als kulturgeschichtliches Umfeld, als Kontext für AT-Traditionen in Frage. Also auch nicht der griechische Philosoph Aristoteles (384 – 322 vC) mit seinem naturwissenschaftlichen Schrifttum. In seiner Schrift *Περὶ Ψυχῆς/de anima/Über die Seele* beschreibt Aristoteles eine Hierarchie der Schöpfungswerke, also nicht in der Form von Tagwerken des „unbewegten Bewegers“⁹. Diese Hierarchie versuche ich kurz im Vergleich zu den Schöpfungswerken von Gen 1,1 – 2,3 zu skizzieren:

Aristoteles:

Vorgabe:
η πρώτη υλη

Element 1:
Feuer

Element 2:
Luft

Element 3:
Wasser

Element 4:
Erde

Beseeltes 1:
vermehrungs-fähiges, ver-gängliches Leben:
Pflanzen

. / .

Genesis:

*tohu wabohu/th:hom*¹⁰

Werk 1:
Licht/Finsternis

. / .
(vgl. Firmament)

Werk 2:
Wasser/Firmament

Werk 3:
Erde/Meer

Werk 4:
Pflanzen

Werk 5: Gestirne

Beseeltes 2:
bewegtes, ver-
mehrungs-
fähiges, ver-
gängliches
Leben:
Tierwelt

Werk 6:
Tiere I:
Wasser- und Lufttiere

Beseeltes 3:
bewegtes,
vermehrungs-
fähiges, ver-
gängliches, als
ΝουϚ-begabtes
aber am Un-
vergänglichen
teilhabendes
Wesen
der Mensch

Werk 7:
Tiere II:
Landtiere

Beseeltes 4:
bewegtes,
unvergäng-
liches Wesen:
Gestirne

Werk 8:
Menschen,
Gott äußerlich und
innerlich gleich¹¹

[vgl. Werk 5]

NOYΣ:
der „unbewegte
Beweger“
(= das un-
persönliche
göttliche
Prinzip)

Shabbath
(= die Ruhe des
Schöpfergottes)

Die Übereinstimmung von aristotelischer Seelen-Hierarchie und Abfolge der biblischen Schöpfungswerke ist verblüffend. Es gibt eine bemerkenswerte Differenz: die Placierung der Gestirne. Bei Aristoteles stehen sie über dem Menschen. In Gen 1 folgen sie auf die Pflanzen. Doch

folgt auch diese Differenz der aristotelischen Logik. Der Hierarchie des Beseelten bei Aristoteles liegt das Bewegungsprinzip zugrunde: je bewegter, desto höher in der Hierarchie. Die Bewegung der Pflanzen ist ortsfest und bezieht sich nur auf Wachsen und Frucht bringen. Sämtliche Tiere und die Menschen können sich vom Ort fortbewegen. Man vergleiche dazu auch die Art und Fülle der Bewegungsverben im Schöpfungsbericht und auch in seiner kurzen Wiederholung (mit Fleischverbot) in Gen 9,1-7, nach der Sintflut. Was aber ist mit den Gestirnen? Bei Aristoteles stehen sie mit ihrer Unvergänglichkeit über dem Menschen. Sie sind sozusagen die sichtbare Seite des Göttlichen Prinzips (NOYΣ). In den Kulturen der Umwelt des antiken Judentums wurden sie auch als Götter angebetet. Dazu ging das Judentum im Laufe der Herausbildung seiner kulturellen Eigenart in polemische Distanz. Dass die Gestirne sich zu bewegen scheinen, kann nicht bestritten werden. Aber bewegen sie sich autonom? Dies wird im Schöpfungsbericht bestritten: Gott hat sie sozusagen an das (sich drehende) Firmament genagelt und ihnen damit die autonome Göttlichkeit genommen. Nun stellt sich anlässlich der großen Übereinstimmung beider Schöpfungskonzepte nur noch die Frage nach Henne und Ei: Wurde Aristoteles vom jüdischen Schöpfungsbericht beeinflusst oder dieser durch Aristoteles?

Das Judentum („Israel“) war in der Antike eine so unbedeutende und marginale Kultur, dass selbst Herodot im 5. Jh vC kultisch-religiös nur eines an ihnen wahrnahm: „dort in Syrien gibt es so Leute, die (seltsamer Weise) die Beschneidung

üben“¹². Erst unter dem Römerfreund Herodes dem Großen mit seinem Größenwahn, der von 40/37 bis 4 vC in Palästina herrschte, wurde die Umwelt auf die Juden aufmerksam. Diese Aufmerksamkeit steigerte vermutlich das jüdisch-samaritanische Missionswesen im Mittelmeerraum seit dem 1. Jh., das selbst die vornehmen Kreise Roms erreichte¹³.

Vieles spricht also dafür, dass die jüdischen Gelehrten und Autoren von Gen 1,1 – 2,3 zur Zeit des Hellenismus (ab etwa 300 vC) die Werke des griechischen Philosophen und Erziehers Alexanders des Großen studierten, um intellektuell auf der Höhe ihrer Zeit zu sein. Dies kann ein kurzer Blick auf einen weiteren biblischen Textbereich unterstützen.

2.2

Höchst eigenartig sind die jüdischen Speisever- und -gebote in 3. Mose/Lev 11 und teilweise parallel in 5. Mose/Dtn 14,1-21. Dies gilt besonders für die Kriterien der zum Genuss freigegebenen bzw. verbotenen Säugetiere. Der Kürze wegen greife ich ein besonders populäres Beispieltier heraus: das Schwein.

Verzehrt werden dürfen nur alle Säugetiere, die zwei Kriterien erfüllen: sie müssen Wiederkäuer sein und gespaltene Hufe haben. Das sind nach der heutigen zoologischen Bestimmung alle Metazoa (Vielzeller) der Unterordnung Ruminantia (Gehörnte) mit vierkammrigen Mägen, d. h. alle Tragulidae, Moschidae, Cervidae, Giraffidae, Antilocapridae und Bovidae¹⁴, von denen in Dtn 14,4b-6 (nicht jedoch in Lev 11) einige aufgezählt werden. Es sind im Grunde alle Schaf-, Ziegen- und Rindertypen¹⁵. – Das Schwein gehört zu den

„abscheulichen“ Tieren. Es hat zwar gespaltene Klauen, kaut aber nicht wieder (vgl. Lev 11,7; Dtn 14,8). Eigenartiger Weise werden für essbar bzw. nicht essbar gegen unsere Erwartung keine kultisch-religiösen Gründe angegeben, sondern nur formale Kriterien. Trotzdem suchen ATler eifrig nach irgendwelchen Fremdkulten, in denen das Schwein göttlich verehrt wurde, um einen religionspolitischen Grund des Schweineverbots zu finden. Und wer da sucht, der wird auch fündig – und sei es in den absurdesten Winkeln. Näher läge dann doch ein Verbot des Rinderverzehrs; denn der Stierkult findet sich überall in der kulturellen Umwelt des „alten Israel“ (vgl. auch die Sünden Jerobeams in 1Kön 11f. und Aharons in Ex 32). Aber ein solches finden wir nicht. Nein: Die Verbotsgründe sind rein formal, beruhen auf äußerlichen Merkmalen. – Nun ist es wieder als Erster Aristoteles, der nicht einfach nur Objekt-Listen erstellt, wie im Alten Orient üblich, sondern in seinen naturwissenschaftlichen Schriften analytisch vorgeht, d. h. die Tiere in ihren Arten¹⁶ nach unterschiedlichen Merkmalen sortiert. Dabei sind ihm die Bewegungsarten der Tiere und ihre Körperglieder maßgebliche Kriterien¹⁷. Er klassifiziert natürlich noch nicht nach den Kriterien unserer neuzeitlichen Zoologie.

Es ist etwas mühsam, sich die Kriterien für einzelne Tiere etwa in Περὶ ζῴων μορίων / *de partibus animalium* zusammen zu stellen¹⁸. Demnach zählt Aristoteles das Schwein (letztendlich) zu den Paarhufern „mit unvollständigem Gebiss“ (Aristoteles' Beschreibung für Wiederkäuer). Bei der Gruppenzuordnung verfährt Aristoteles nach dem Prinzip des Syllogismus. So gel-

ten für die nach Lev und Dtn „erlaubten“ Säugetiere folgende Syllogismen:

1. Syllogismus:

Lebewesen, die gehört sind, haben ein unvollständiges Gebiss.

Wiederkäuer sind gehört. Folglich haben Wiederkäuer ein unvollständiges Gebiss.

2. Syllogismus:

Lebewesen, die ein unvollständiges Gebiss haben, haben mehrere Mägen.

Wiederkäuer haben ein unvollständiges Gebiss.

Folglich haben Wiederkäuer mehrere Mägen¹⁹.

Mit solchen Syllogismen könnten die Autoren von Lev 11; Dtn 14 gearbeitet haben. Und sie dürften Aristoteles gründlich studiert haben, um daraus wichtige Partien ihrer kulturellen Identität zu konstruieren: *mit* den hellenistischen Kulturgütern *gegen* die hellenistische Kultur.

3.

Der biblische Schöpfungsbericht Gen 1,1 – 2,3 darf nicht mit den Maßstäben moderner Wissenschaft gelesen werden. Völlig lächerlich ist die fundamentalistische „wissenschaftliche“ Interpretation des Schöpfungsberichtes, die das Sechstageswerk Gottes in sechsmal 24 Stunden presst und auch noch alle Fossilien in 6000 Jahre quetscht.

Unbeschadet dessen dürften die Autoren sowohl des Ersten Schöpfungsberichtes wie auch die der Speisegebote des TNK Anspruch auf eine ihrer Zeit gemäße Wissenschaftlichkeit erhoben haben. Mögli-

cherweise arbeitete an beiden Textbereichen die gleiche Autorenschaft. Von mir aus mag man die Texte dieser Autoren „Priesterschrift“ (P) nennen; denn die Priester – auch die jüdischen – waren die Gelehrten ihrer Zeit, schriftkundig und Verwalter der Bibliotheken. Nur könnten diese Gelehrten frühestens im 3. Jh. vor Christus gewirkt und die hier thematisierten Texte verfasst haben. Das Forschungsdogma: „Quellenschrift P“ aus dem 6. Jh. vor Christus sollte endlich aufgegeben werden.

■ B. J. Diebner, Heidelberg

- 1 Jüngst wird dies Problem auch im Beitrag „Schöpfung“ (Badische Pfarrvereinsblätter 6/2020, S.304–313; = BPB 6) angesprochen.
- 2 Nicht nur in Print- oder Talkmedien, sondern 1985 in Düsseldorf auch auf Kirchentags-Niveau.
- 3 Vgl. BPB 6, S.304f.
- 4 BPB 6, S.305.
- 5 Wie auf dem Düsseldorfer Kirchentag geschehen.
- 6 „Pentateuch“: In der Forschung üblicher Terminus für die fünf Bücher Moses. – Ich benutze gern die Abkürzung „TNK“ für „Gesetz, Propheten, (sonstige) Schriften“ nach der Einteilung der Biblia Hebraica et Aramaica.
- 7 Gut wäre es für die Vertreter des Forschungsdogmas „P aus dem 6. Jh vC“, wenn ein Textfragment von Gen 1 gefunden würde, das sich mit den bewährten naturwissenschaftlichen Methoden ins 6. oder auch nur in das 4. Jh vC datieren ließe. Doch wird man darauf vermutlich vergeblich warten. Die frühesten bislang zufällig gefundenen TNK-Text-Fragmente (aus Qumran) können frühestens in das 2. Jh vC datiert werden.
- 8 Gen 2,4a könnte zwar durchaus der gleichen Werkstatt entstammen wie der Text Gen 1,1 – 3, ist aber, wie die etwa zehn analogen Textelemente belegen, nicht die Unterschrift zum Voraufgehenden, sondern wie Karel A. Deurloo (Amsterdam) zeigte, die Überschrift zum folgenden Text, der Paradiesgeschichte mit dem zweiten Schöpfungsbericht.
- 9 Detaillierte Ausführung vgl. B. J. Diebner: „Platonisch-Aristotelisches und früh-rabbinische Denkstruktur in Gen 1 – 3: Zur kulturgeschichtlichen Einordnung von Schöpfungs- und Paradies-Erzählung“, jetzt in: BVB 17, Berlin 2011, S.87–96 (Textbelege).
- 10 Eine unstrukturierte formlose Masse.

- 11 Bezüglich dsælæm (äussere Gestalt) und dh:muth (inneres Wesen).
- 12 Herodot nahm an ihm fremden Kulturen besonders das wahr, was diese von seiner eigenen, der griechischen unterschied. Gerade angesichts dessen ist es seltsam, dass Herodot an diesen Beschneidung übenden Syrern (Palästina gehörte im 5. Jh vC zur persischen Provinz Syrie transeuphratène) nicht wahrnahm, was ihr größter Unterschied zu allen anderen Kulturen des Mittelmeerraumes gewesen sein müsste, der „israelitische“ Monotheismus. Davon kein Wort bei Herodot.
- 13 Die Juden missionierten wohl seit dem 2. Jh vC und bis zur Zeit des Zweiten Aufstandes gegen die Römer 132-135 nC. Seitdem gibt es nur noch freiwillige Konversionen zum Judentum, die den Bewerbern auch mit Hinweis auf die Juden-Verfolgungen schwer gemacht werden.
- 14 Vgl. A. Remane V. Storch, U. Welsch: Systematische Zoologie. 2. Aufl., Stuttgart, New York 1980, S.621–625 (heute bereits die 4. Aufl.).
- 15 Eigentlich auch (trotz Lev 11,4; Dtn 14,7a) Kamele und Giraffen. Letztere schienen den biblischen Autoren unbekannt zu sein, Erstere wohl als Nutz-, Reit- und Lasttiere zu kostbar; zum Kamel bei Aristoteles vgl. Kullmann 2007, S.594.
- 16 Vgl. dazu auch das häufige „nach ihrer / seiner Art“ im Schöpfungsbericht, sicher auch ein aristotelisches Textmerkmal!
- 17 Vgl. Aristoteles: de motu animalium; de partibus animalium.
- 18 Hilfreich ist ein Kommentar, wie er z.B. in der neueren Edition von W. Kullmann (Hrsg.): Aristoteles : Über die Teile der Lebewesen. Aristoteles : Werke Bd. 17: Zoologische Schriften II, Teil I, Berlin 2007 (= Kullmann 2007), vorgelegt wird.
- 19 Nach Kullmann 2007, S.594.

Umzug im Oktober 2019

Wir haben die magische Grenze von 20 Kisten unterschritten. Der Umzug liegt mittlerweile acht Monate hinter uns. Im Nachhinein haben meine Frau und ich unterschiedliche Wahrnehmungen. Für mich gab es Anteile von einem großen Abenteuer. Meine Frau durchlebte traumatische Phasen. Mein Sohn setzte sich nach dem Abitur ab und ließ uns machen. Er trat in den Dienst der Bundeswehr. Unsre Tochter machte alles mit. Sie hatte in der heißen Phase Ferien. Toll fand sie, dass die Mitarbeiter der Umzugsfirma sie immer wieder mit „Chefin“ anredeten.

Doch nun zum Anfang. Es ging alles ganz schnell. Zum Abschluss des Kontaktstudiums bekam ich das Angebot, als Springer die letzten Jahre meines Dienstes anzugehen. Das konnten sich meine Frau und ich gut vorstellen. Der Landeskirchenrat gab Mitte September sein o.k.. Damit begann ein 800-m-Lauf. Denn Dienstantritt war der 1. November 2019, also fünf Wochen bis zum Umzug. Der Countdown lief und er lief schnell.

Zunächst brauchten wir drei Angebote von Umzugsunternehmen. Die mussten aber auch Zeit haben zu dem gewünschten Termin. Eine Bewerbung entpuppte sich als Entrümpelungsfirma. So schätzten wir unseren Hausrat dann doch nicht ein, also ein Angebot mehr. Die Anlaufschwierigkeiten der Verwaltung mit dem schnellen Einsatzwechsel durch die Personalabteilung wurden auch überwunden.

Dreizehn Jahre bewohnten wir ein Pfarrhaus mit drei Etagen, Keller und Nebengebäuden. Da sammelte sich etwas an. Schnell war klar, dass wir nicht alles in der gewünschten Größenordnung des EOK unterbringen würden. So waren noch einige eigene Fahrten mit Anhänger und Freunden erforderlich. Befreit von der Residenzpflicht und durch glückliche Umstände wurde eine Wohnung auf zwei Etagen in dem Elternhaus meiner Frau frei.

Doch Umzug ins eigene Haus heißt selbst renovieren oder renovieren lassen. Beides taten wir. Der Schwager half mit seinem Raumausstattungsge-

schäft und meine Ausbildung als Elektriker erwies sich als hilfreich. Einige Stunden Nachtarbeit sammelten sich an. Meine Ausbildung hatte ich 1983 mit dem Gesellenbrief abgeschlossen. Gott sei Dank habe ich in einem alten Villenviertel bei Darmstadt viel gearbeitet, so hatte ich Ideen genug, Elektrik aus mehreren Bau- und Renovierungsphasen nach dem zweiten Weltkrieg zu optimieren und sinnvoll umzubauen. Hatte die eine Etage nur drei Sicherungen einschließlich Herd, kommt sie nun auf elf und einen Fehlerstromschutzschalter. Doch die Zeit war

kurz. Manche Steckdose wurde nachträglich installiert und ebenso manche Kabel nachträglich durch Hohlwände und

Dachschrägen gezogen. Mit dem Durchbruchbohrer kam ich nicht immer da raus, wo ich es mir gedacht hatte. Gips macht manches möglich, nämlich Loch zu. Auch der Anschluss der Datenkabel

Anteile von einem großen Abenteuer

fünf Wochen bis zum Umzug

für Computer und Telefon forderte mich stark heraus. Das gab es zur Zeit meiner Ausbildung nicht. Gefühlt machte ich jeden nur denkbaren Fehler. Ich war erheblich gestresst. Aber nun funktioniert es.

Drei Phasen lassen sich ausmachen. Vor dem Umzug, der Umzug und nach dem Umzug. Richtig mit dem Packen beginnen konnten wir erst, als wir das o.k. der Landeskirche hatten. Wir fingen selbst an und das ging langsam. Beim Einpacken liefern verschiedene Szenarien im Kopf ab: „Brauche ich das noch? - Da hängt noch folgende Erinnerung

dran. Wir haben viel zu viel. Wo soll da hinkommen und seinen Platz finden? – Wie soll das gehen?“ – Gott sei Dank bekamen wir Hilfe von Freunden und Gemeindegliedern. Die hatten keine Gedanken. Die packten einfach ein. Die meisten fragten nicht lange. Die Kisten füllten sich und wir verloren langsam die Übersicht. Auch jetzt kommt manchmal Erstaunliches zutage und manches ist immer noch verschollen. Suchen, finden und staunen. Es ist manchmal wie Ostern und Weihnachten zusammen. Gegen Ende standen dann überall Kartons. Jeder Karton hatte einen Zettel mit einer Nummer. Diese Nummer war einem Raum zugewiesen. Die Idee war gut, aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

Der Tag des Umzugs kam. Drei Tage waren angesetzt. Vier freundliche osteuropäische Ausländer lächelten uns an. Wir saßen noch beim Frühstück. Kein Stau, da waren sie halt eine halbe Stunde früher da. Einer – nennen wir ihn Tafi – brachte viel gute Laune mit. Dazu kam noch ein Russe von einer Leihfirma. Der sprach

kein Deutsch. Er wollte, dass wir englisch mit ihm reden. Aber das verstand er auch nicht. Die Sache mit den Zahlen auf den Kisten verstand es auch nicht. Er rannte treppauf und treppab und trug die schwersten Dinge mit Leichtigkeit. Doch rücken-schonend arbeitete er nicht. Schränke wurden abgeschlagen, Bilder in Plastik eingeschlagen, Kisten gepackt und in die Autos verpackt. Sie begannen im Haus in

der obersten Etage. Um schneller arbeiten zu können, wurden die Autos nicht vollgepackt. Da Pfarrhaus und die neue Wohnung nicht so

weit auseinanderlagen, wurde jeden Tag gepackt und ausgeladen. Das klappte am ersten Tag ganz gut. Wir hatten den Eindruck wir, kommen noch dazu, alles nicht Verpackte noch zu verpacken. Das änderte sich am zweiten Tag. Ein zweiter russischer Leiharbeiter kam dazu. Der verstand so viel wie sein Kollege, nämlich gar nichts. Dazu kam noch einer von der Spedition, nennen wir ihn Toni. Er war der ruhende Pol und organisatorisch gut drauf. Wir packten immer noch selbst und wurden dann irgendwann überrollt. Hatten wir erst vor den Arbeitern gepackt, packten wir eine Zeitlang mit ihnen und schließlich nur noch hinter ihnen her. Überall rief es nur noch „Chef, Chef“. Ich rannte hierhin und dorthin und meine Frau rannte mit. Gefühlt hatten wir komplett die Übersicht verloren und ritten auf einer Monsterwelle in die neue Wohnung. Immer wieder gaben wir die Anweisung, dass wir dieses oder jenes noch brauchten. Aber nichts war vor unseren Möbelpackern sicher. Was nicht mit Luchsaugen bewacht wurde, verschwand im Bauch des LKW-Kof-

Vor dem Umzug,
der Umzug und
nach dem Umzug

fers. Der Staubsauger meiner Frau tauchte erst nach Tagen wieder aus einer Kiste auf. Als meine Werkzeugtasche verschwand, streikte ich. Ich bekam sie auch wieder. An den Kühlschrank hatten wir zwei große Kühltaschen gestellt. Kein Problem für unsere Möbelpacker. Sie packten die Kühltaschen in Umzugskartons und das Kühl- und Gefriergut in andere Umzugskisten, so ähnlich wie bei Trennkost. Zum Glück war es Ende Oktober kalt, so ließen wir die Kisten mit Kühlgut einfach draußen stehen.

Der härteste Tag war der dritte Tag. Da sollte dann alles geräumt sein. Gefühlsmäßig dachten wir. Das klappt nie. Unaufhaltsam wie ein Bagger arbeiteten sich unsere Arbeiter vor. Für die beiden russischen Leiharbeiter waren zwei georgische Brüder gekommen. Die hatten schon öfters als Möbelpacker gearbeitet und das merkte man. Es kam der denkwürdige Moment, da war alles eingepackt. Aber auch alles. Das Staunen war groß, wohl so wie die Israeliten vor dem geteilten Schilfmeer standen.

In der neuen Wohnung taten sich neue Probleme auf. Die Raumausstatter waren noch nicht mit allen Böden und Zimmern fertig. Es konnten nicht alle Schränke gestellt werden. Da und dort musste noch Platz bleiben. Die Küche musste auch für den Küchenmonteur frei bleiben. Und wir hatten wirklich viel zu viel, obwohl wir uns schon von einigem getrennt hatten. Ein hohes Lob an die unkomplizierte Art meiner Schwiegereltern. Erst räumten wir den Stall voll, dann die Scheune und dann die alte Werkstatt und dann noch die zweite

Scheune. Die Tür ging noch zu, aber auch nur weil sie sich nach außen öffnete. Fröhlich verließen uns unsere Möbelpacker. Wir waren froh um die Ferienwohnung, um dem absoluten Chaos zu entkommen.

ganze Reihe von Kosten um den Umzug

Der Kollateralschaden hatte sich sehr in Grenzen gehalten und wurde anständig ausgeglichen. Die paar Tage Resturlaub reichten nicht, um alles

wohnlich einzurichten. Wir sind noch nicht fertig, aber schon ganz schön weit, finde ich. Meine Frau ist anderer Meinung.

Dankbar sind wir, dass die Landeskirche den Umzug bezahlt hat. Doch es gibt noch eine ganze Reihe von Kosten um den Umzug herum. Da finden wir die Pauschale von 200 € zumindest des Überdenkens wert. Das beginnt von dem Umbau der Küche bis zu den Vorhängen. Viele Handwerkerkosten schlugen bei mir nicht zu Buche, weil ich selbst Handwerker bin und alle Lampen selber hängte sowie Geräte selbst anschloss und anderes mehr.

Wenn Sie meine Frau fragen: „Umziehen? – Nein, danke, nie wieder.“ – Aber ein Umzug steht uns noch bevor. Da gibt es nicht viele Kisten, sondern nur eine Kiste. Da passt dann alles rein. Da ist uns auch eine

Geduld und Humor

Wohnung versprochen, die der Herr selbst vorbereitet hat. Da werden wir staunen und meine Kombizange kann ich im Kasten

lassen. Darauf freue mich. Und allen, die noch einmal in diesen irdischen Gefilden umziehen müssen, wünsche ich viel Geduld und Humor und den Segen und das Geleit unseres guten Gottes.

Herzlichst Ihr

■ Fritz Kabbe, Ittersbach

Absage des 128. Tages der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Offenburg

Der diesjährige Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Offenburg, zu dem wir in der Ausgabe 5/2020 eingeladen hatten, kann aufgrund der derzeitigen Situation durch die Corona-Pandemie leider nicht stattfinden. Obwohl Veranstaltungen bis zu 500 Personen inzwischen wieder erlaubt sind, bleiben Hygienevorschriften und Sicherheitsabstände in Kraft. Das widerspricht dem Charakter des Pfarrertags und ist zudem in den gemieteten Räumen nicht durchführbar.

Es wird jedoch voraussichtlich am Sonntag, den 11. Oktober 2020 drei regionale Ersatzveranstaltungen für die Jubilare geben. Die Jubilare werden diesbezüglich schriftlich benachrichtigt.

Am Montag, den 12. Oktober 2020 wird am Nachmittag die Mitgliederversammlung stattfinden. Die Einladung zur Mitgliederversammlung finden Sie in dieser Ausgabe.

Einladung zur Mitgliederversammlung des Evang. Pfarrvereins in Baden e. V.

**im Ev. Gemeindezentrum Paul Gerhardt (Stephanienbad)
Breite Str. 49a, 76135 Karlsruhe.**

**Anreisemöglichkeiten: 10 Minuten Fußweg vom Hauptbahnhof (nähere
Informationen in Anmeldebestätigung), Parkmöglichkeiten im Umkreis.**

Montag, 12. Oktober 2020, Beginn: 16.00 Uhr

Tagesordnung

1. Tätigkeitsbericht des Vorstandes
2. Rechnungslegung 2019
3. Entlastung des Vorstandes
4. Bestellung eines Rechnungsprüfers
5. Aus der Geschäftsstelle
6. Beschlüsse zur Beitragserhöhung und Beitragsstruktur
7. Aufnahme neuer Mitglieder nach § 4 Abs. 2 Satz 2 der Satzung
8. Sonstiges

Wir bitten dringend um vorherige Anmeldung bis zum 31.08.2020, damit wir die Corona-Auflagen erfüllen und die Durchführung der Mitgliederversammlung sicherstellen können. Die Anmeldung ist jedoch nicht Voraussetzung für die Teilnahme. Ggf. müssen Ort und/oder Zeitpunkt der Mitgliederversammlung Corona-bedingt geändert werden. Bitte beachten Sie dazu die aktuellen Hinweise auf unserer Website oder rufen Sie Anfang Oktober noch einmal in der Geschäftsstelle an.

Karlsruhe, 08. Juli 2020



Matthias Schär, Vorsitzender

Erläuterung zu TOP 6

Der Vorstand schlägt der Mitgliederversammlung vor, Beitragshöhe und Beitragsstruktur für die Mitgliedschaft mit Krankenhilfe wie folgt zu ändern:

- Mitglieder, die in der Krankenhilfe allein (ohne weitere Angehörige) berücksichtigt werden, zahlen einen Beitrag von 8,25 %.
- Wenn beide Ehepartner Mitglied mit eigener Beihilfeberechtigung sind oder wenn beim Mitglied ein Ehepartner mitberücksichtigt wird, der selbst beihilfeberechtigt ist (z. B. Lehrer, Pfarrer anderer Landeskirchen usw.), zahlen beide jeweils 8,25 %. Das gilt auch, wenn bei einem der beiden Partner Kinder mitberücksichtigt sind.
- Wenn über das Mitglied in der Krankenhilfe weitere Angehörige mitberücksichtigt werden (Ehepartner, die nicht selbst beihilfeberechtigt sind, und/oder Kinder), zahlt das Mitglied einen erhöhten Beitrag von 8,95 %. Der bisherige zusätzliche Beitrag, den mitverdienende Ehepartner zahlen mussten, entfällt dann.
- Die Änderungen sollen ab 01.01.2021 in Kraft treten.

Die erneute Erhöhung des Beitrags ist notwendig, um das geplante Rückversicherungsmodell mit der VKB zu finanzieren. Gleichzeitig soll eine Zukunftsumlage aufgebaut werden, um die Krankenhilfe für die Zukunft abzusichern.

Weitere Informationen:

- Für Ruheständler gelten die neuen Beitragsregelungen natürlich auch. Der bisher schon geltende Abschlag um den Ruhegehaltssatz bleibt dabei bestehen.
- Auch für Witwen gelten die vorgenannten Regeln. Eigene Renten / Einkünfte werden wie bisher ab einer Höhe von 450 Euro/Monat dem beitragspflichtigen Einkommen zugerechnet, von dem dann auch die 8,25 % (oder z. B. bei mitberücksichtigten Kindern 8,95 %) zu zahlen sind.
- Für alle Mitglieder (außer Witwen, s. Regelung oben) gilt: bei regelmäßigen Zusatzeinkommen von über 800 Euro im Monat wird auch dieses zum beitragspflichtigen Einkommen gezählt.

Krankenhilfe bei Berufstätigkeit von EhepartnerInnen

Die Berufstätigkeit von Ehepartnern und Ehepartnerinnen, die in der Krankenhilfe berücksichtigt werden, muss uns immer gemeldet werden. Meist erfolgt mit Tätigkeitsbeginn eine Versicherung bei der Gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) durch den Arbeitgeber. Auch dann ist es unbedingt erforderlich, den Pfarrverein darüber in Kenntnis zu setzen, damit die Krankenhilfeberücksichtigung beendet wird.

Wichtig: eine Meldung der Berufstätigkeit/des Einkommens an die Beihilfestelle (KVBW) erreicht uns nicht – dies muss dem Pfarrverein gesondert gemeldet werden.

Was oft nicht bekannt ist: auch bei Versicherung über die GKV besteht bis zu einer gewissen Einkommensgrenze (Gesamtbetrag d. Einkünfte 10.000 oder 18.000 Euro, je nach Fall) u.U. weiterhin die Möglichkeit, für gewisse, über die GKV hinausgehende Leistungen Beihilfe und Pfarrverein in Anspruch zu nehmen. Diese Möglichkeit ist im Pfarrverein jedoch i.d.R. beitragspflichtig.

Wird uns erst verspätet bekannt, dass ein/e Ehepartner/in berufstätig und gesetzlich versichert ist, müssen wir daher für den zurückliegenden Zeitraum prüfen, ob für die betreffende Person Krankenhilfe bei uns eingereicht wurde. Diese Daten liegen uns nach erfolgter Bescheidbearbeitung nicht mehr vor, sodass der Nachweis nur über nochmaliges Einsenden aller Beihilfebescheide des betreffenden Zeitraums erfolgen kann.

Um uns und Ihnen diesen Mehraufwand zu ersparen, bitten wir Sie darum, alle Veränderungen direkt dem Pfarrverein zu melden, gerade auch dann, wenn die Krankenhilfe durch die/den Berufstätigen zukünftig nicht mehr in Anspruch genommen wird.

Mitverdienende Angehörige: Beitragspflicht auch bei Rentenbezug

Wenn EhepartnerInnen von Mitgliedern eine eigene Rente beziehen, werden dadurch in der Krankenhilfe des Pfarrvereins Beiträge fällig. Voraussetzung ist, dass es sich dabei um eine Rente aus Berufstätigkeit (auch Zusatzrenten wie VBL) handelt und die Ehepartnerin/der Ehepartner in der Krankenhilfe des Pfarrvereins mitberücksichtigt werden möchte. Ein Einkommen oder Rentenbezug von mitberücksichtigten Angehörigen muss uns immer gemeldet werden.

Liegt die Rente unter einem Bruttobetrag von monatlich 800 Euro, wird kein Beitrag erhoben. Zwischen 800 und 1.700 Euro entsteht ein Monatsbeitrag in Höhe von 70 Euro, über 1.700 Euro werden 8% der Bruttorente fällig.

Generell gilt: wer in der Krankenhilfe mitberücksichtigt werden möchte, muss vorher angemeldet werden.

Eigene Rente bei Witwen

Auch Pfarrwitwen und -witwer müssen eigene Renten, die zusätzlich zur Witwenrente bezogen werden, bei uns melden. Hier gelten andere Beitragsgrenzen: Übersteigt die eigene Rente einen Betrag von 450,00 Euro monatlich, wird sie auf die Witwenrente aufgeschlagen.

Dadurch entsteht für diese eigene Rente gekoppelt an die Beitragsberechnung der Witwenrente ein Beitrag von 8% der Bruttorente/vom Grundgehalt.

Achtung: Beitragspflicht auch bei zusätzlicher Witwenrente

Auch wenn Mitglieder (i.d.R. Pfarrerrinnen und Pfarrer) mit Krankenhilfe zusätzlich zur eigenen Besoldung oder zum Ruhegehalt noch eine Witwenrente eines verstorbenen Ehepartners erhalten, entsteht für diese Witwenrente zum Teil eine Beitragspflicht.

Solche zusätzlichen Bezüge müssen dem Pfarrverein selbstständig gemeldet werden.

Helle Dachwohnung zu vermieten!

Zum 01.09.2020 wird eine Wohnung des Pfarrvereins in der Reinhold-Frank-Straße 35 in Karlsruhe (Weststadt) frei. Baujahr der Wohnung: 2019.

Die Wohnung befindet sich im 4. OG (Dachgeschoss) und verfügt über 3 große, helle Zimmer und einen Balkon. Die Wohnfläche beträgt 91 qm (nach Abzug der Dachschrägen). Aufzug vorhanden.

Die Innenstadt ist zu Fuß in 15 Minuten zu erreichen, direkt gegenüber gibt es einen Supermarkt.

Weitere Informationen unter:
Tel. 0721/848863,
E-Mail:
schoenfeldt@pfarrverein-baden.de

Adressänderungen

Aus aktuellem Anlass möchten wir noch einmal darauf hinweisen, dass die Geschäftsstelle des Badischen Pfarrvereins bei Adressänderungen dringend auf Ihre Mithilfe angewiesen ist. Wenn Sie aufgrund eines Stellenwechsels oder aus privaten Gründen umziehen, bekommen wir dies nicht vom Evangelischen Oberkirchenrat oder von anderer Stelle gemeldet.

Damit unser Badischer Pfarrkalender jedoch aktuell bleibt und die Ihnen zugedachte Post weiterhin richtig zugestellt werden kann, benötigen wir stets Ihre aktuelle Anschrift. Sollte sich diese ändern, bitten wir Sie daher, uns die neue Adresse so bald wie möglich mitzuteilen.

Stellungnahme der Pfarrvertretung

„Der Pfarrbildprozess – eine Zwischenbilanz“

■ Nachdem im letzten Pfarrvereinsblatt breit der „Doppelpunkt“ im Pfarrbildprozess dokumentiert wurde, nimmt nun die Pfarrvertretung offiziell zum Prozess, seinem Ansatz, seinem Weg und seinen Ergebnissen Stellung.

(1) Seit Mai 2018 findet in der Evangelischen Landeskirche in Baden der Pfarrbildprozess statt. Am 20. Februar 2020 wurde am Tag der Berufsbildprozesse in Karlsruhe das bisher im Prozess entstandene gebündelt, präsentiert und ein Doppelpunkt für die Weiterarbeit gesetzt. Die Arbeit an der praktischen und rechtlichen Ausgestaltung der Aufgaben wird sicher noch einige Zeit beanspruchen.

Die Pfarrvertretung war und ist an diesem Prozess beteiligt, hat den Verlauf aufmerksam beobachtet und punktuell mitgestaltet. So war der Vorsitzende u. a. Teil des Leitungskreises, der den Prozess strategisch begleitet hat und die Konsultationen zu den Themen „Lebenssituationen im Pfarrberuf“ am 9.5.2019 und „Arbeitszeitbegrenzung“ am 13.12.2019 haben wir als Pfarrvertretung federführend mitgestaltet.¹ Außerdem erlebten die Mitglieder der Pfarrvertretung als Kolleg*innen die Pfarrkonvente in ihren eigenen Bezirken mit und konnten sich beim ersten Treffen der Fachauschüsse am 5.4.2019 engagieren.

(2) Nach der umfassenden Dokumentation derer, die diesen Prozess ins Leben riefen und begleiteten, in den letzten

Pfarrvereinsblättern, ist es nun die Aufgabe der Pfarrvertretung, diesen Bericht, den Prozess und seine bisherigen Ergebnisse aus ihrer Warte zu sichten, zu bewerten und dazu Stellung zu nehmen. Dabei soll Gelungenes weiterverfolgt, Fehlendes angemerkt und Aufgaben konkretisiert werden.

Wir wollen im Folgenden zunächst den Pfarrbildprozess als Ganzes in drei Bereiche einordnen:

- im Zusammenhang mit anderen gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen
- im Blick auf die Kernfrage der Arbeitsbelastung und
- Gesamtablauf des badischen Pfarrbildprozesses.

Aufgabe der Pfarrvertretung im Pfarrbildprozess

Danach werden wir in einem zweiten Teil die Einzelthemen in den Blick nehmen, bevor wir am Ende eine Gesamtbe-

wertung und einen Ausblick wagen.

1. Der Prozess und sein Verlauf

1.1. Zusammenhang mit anderen Prozessen

(1) Es ist gerade viel in Bewegung in der Kirche: Säkularisierungsprozesse in unserer Gesellschaft wie auch demographische Faktoren führen zu abnehmenden Kirchenmitgliederzahlen und finanziellen Mitteln. Gleichzeitig und in Relation sogar noch stärker nimmt die Zahl der aktiven Pfarrer*innen ab, da in den kommenden

Jahren mehr Kolleg*innen in den Ruhestand treten, als Nachwuchs nachrücken kann. Mit Dienstgruppenbildung, Gemeindefusionen, dem Liegenschaftsprozess, Verlagerung von Kompetenzen auf die mittlere Ebene und Struktur-reformen im EOK – um nur einiges schlagwortartig zu nennen – sind schon seit Jahren Prozesse in unserer Kirche im Gange, die auf die genannten Veränderungen reagieren wollen. (2) Auch der Pfarrbildprozess reagiert auf die Veränderungsprozesse und stößt neue an. Er ist dabei von der Hoffnung getragen, dass Badens Pfarrer*innen in all diesen Umbrüchen beides sind: flexibel und stabilisierend, traditionsbewusst und kreativ, wachsam und zugleich aufgeschlossen für die Gesellschaft, in der wir Kirche sind. Diese Balance zu halten fordert von jedem einzelnen Pfarrer und jeder einzelnen Pfarrerin großes Engagement, Energie und Besonnenheit, um ihren Dienst auch in herausfordernden Zeiten fachlich gut, geistlich getragen, gerne und wohlbehalten zu tun. Deshalb ist es richtig, dass die Landeskirche diesen Pfarrbildprozess initiiert hat.

1.2. Die Kernfrage – die Arbeitsbelastung

(1) Die wesentliche Kernfrage des Prozesses war die Belastungssituation, unter der viele Pfarrer*innen leiden. Es ist bemerkenswert und schon fast in Vergessenheit geraten, dass bereits 1995 eine von rund 100 Pfarrer*innen unterstützte Eingabe die Landessynode erreichte, in der dieses Problem auf die Tagesordnung

kam: „Pfarrerinnen und Pfarrer sind aufgrund der gegenwärtigen Fülle von Dienstpflichten und der Rahmenstruktur ihres Dienstes oft stark überlastet.“ (s.d. S. 21) Diese faktischen und gefühlten Belastungen, die teils zu erheblichen gesundheitlichen Problemen führen, wurden 2008 zudem durch eine Studie von Prof. Joachim Bauer und Traugott Schächtele, damaliger Vorsitzender des Badischen Pfarrvereins, belegt.²

In jüngerer Zeit wurde der Diskurs über die Belastung im Pfarramt durch den offenen Brief des Heidelberger Pfarrkonvents an den Landesbischof und an den EOK aus dem Jahre 2015 erneut und vehement angestoßen: „Aus diesem Grund führen wir schriftlich einige Punkte an, die unseren Pfarr-Alltag in den letzten Jahren so schwierig machen, dass wir eben nicht mehr so strahlend und freudig Werbung für unseren Beruf machen können.“³

(2) Den Leitungsverantwortlichen der Landeskirche ist zu danken, dass sie dieses „Belastungs-Problem“ sehen, ernst nehmen und mit der Berufsgruppe der Pfarrer*innen breit angegangen sind. Es war gut, den Schritt des Hörens der Suche nach praktikablen Lösungen voranzustellen. Es war hilfreich, Kernthemen durch die thematisch fokussierten Fachgruppen sichtbar zu machen. Und es wurde deutlich, dass das, was die für diesen Prozess Verantwortlichen von den Teilnehmenden der Konvente hörten und sahen, wirklich daraufhin überprüft wurde, ob und wie aus den gewonnenen vielfältigen Erkenntnis-

Pfarrbildprozess reagiert auf Veränderungsprozesse und stößt neue an

Suche nach Lösungen für das „Belastungs-Problem“

sen spürbare und verlässliche Entlastungen resultieren können.

Hier weiterhin nach lebbareren Modellen zu suchen und dranzubleiben an den begleitenden Gestaltungsprozessen, ist dringlich, für jeden Einzelnen und jede Einzelne, weil wir Pfarrer*innen unseren Beruf lieben. Zufriedene und begeisterte Pfarrer*innen haben große Strahlkraft innerhalb der Kirche, aber auch in die Gesellschaft hinein. Auch die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD zeigt, welch hohen Stellenwert die einzelne Pfarrperson vor Ort für Menschen und ihre Bindung zur Kirche hat.⁴ Auch für die Gewinnung des theologischen Nachwuchses ist die Attraktivität eines Berufes, der sichtbar Freude macht, nicht hoch genug einzuschätzen. Nur Pfarrer*innen, die ihren Beruf spürbar gerne ausüben, können diese Begeisterung an junge Leute und Menschen in den Gemeinden weitergeben.

Letztlich muss sich der Pfarrbildprozess in Zukunft daran messen lassen, ob es real zu einer Entlastung im Pfarramt kommt und ob dadurch die Freude am Beruf, die viele zu tragen vermag, bleibt, da ist und wächst.

1.3. Das Prozessdesign und seine Umsetzung

(1) Aus unserer Wahrnehmung ging es im Pfarrbildprozess um den „Rahmen“ der Arbeitsbedingungen im Pfarrberuf. Aus Sicht der Prozessverantwortlichen sollte überprüft werden, wie dieser Rahmen sinnvoll angepasst werden muss und kann, damit es Pfarrer*innen (wieder)

Ansatzpunkt: Veränderung in den Rahmenbedingungen des Pfarrberufs

möglich ist, fachlich gut, geistlich getragen, persönlich gerne und wohlbehalten den Pfarrberuf auszuüben.⁵

Hierbei sollten Faktoren

konkret in den Blick genommen werden, die strukturell als belastend oder hinderlich wahrgenommen werden, und überlegt werden, an welchen Stellschrauben gedreht werden muss. Die Pfarrvertretung teilt diesen Ansatz des Prozesses auf der strukturellen Ebene.

(2) Der gesamte Prozess war und ist sehr breit angelegt. Es war das Ziel, möglichst alle Pfarrer*innen an unterschiedlichen Stellen des Prozesses zu beteiligen, Repräsentant*innen interner und externer Gruppen anzuhören, die Themen, die zu Tage traten, zu sammeln, zu sichten und weiterzuführen und verschiedene Methoden, Settings und Prozessschritte miteinander zu verbinden. Es tat gut, dass jeder und jede die Möglichkeit hatte, gehört zu werden und sich einzubringen, weil nur so die ganze Bandbreite unseres Berufs sichtbar wird — wobei die besondere und

wichtige Sichtweise der Kolleg*innen in den Funktionspfarrämtern aufgrund ihrer zahlenmäßigen Unterrepräsentanz nur wenig zur Gel-

tung kommen konnte. Dennoch entstand eine ungeheure Fülle von Fragen, Themen und Aufgaben auf verschiedensten Ebenen und in unterschiedlichen Kontexten. Gleichzeitig scheint aus unserer Sicht die sehr ambitionierte und umfängliche Dimension des Gesamtprozesses teilweise auch das Dilemma des Ganzen zu sein. An verschiedenen Punkten des Prozesses nahmen wir Schwierigkeiten wahr, die

Mögliches Dilemma für den umfänglichen Gesamtprozess

Fülle dessen, was genannt und erarbeitet wurde, zu verdichten und fokussierend weiterzuführen.

(3) Folgende Punkte sehen wir in der Prozessumsetzung besonders ambivalent:

1. Die Reflexion über die „Juwelen“ in unserem Beruf, sowohl bei den Regionaltagen als auch bei den Konsultationen, war wichtig und blieb dennoch oft unverbunden mit den nachfolgend geäußerten Reformwünschen. Denn während die Juwelen, wie „Menschen in allen Lebenslagen begleiten“, „erlebte Vielfalt in generationenübergreifender Arbeit“, auf inhaltliche Fragen des Pfarrberufes blicken, fokussierte sich der folgende Prozess auf strukturelle Bereiche mit Reformbedarf. Welche äußeren Faktoren erschweren die tägliche Arbeit oder rauben Motivation und Begeisterung? So wurde bei der Frage nach dem, was Pfarrer*innen an ihrem Beruf schätzen und lieben, auf struktureller Ebene deutlich, wie wertvoll individuelle Gestaltungsfreiräume sind. Daher galt es im Prozess darauf zu schauen, welche Rahmenbedingungen diese Freiheit wieder mehr ermöglichen und Entlastung schaffen. Wir hätten uns gewünscht, dass die Unterscheidung der beiden Ebenen klarer markiert hätte werden sollen. Der geplante weiterführende Prozess „Kirche-WeiterDenken“⁶ könnte an diesem Punkt Klärung im Blick auf die inhaltlichen Fragen des Pfarrberufes bringen.
2. Die weit über 700 rosa Kärtchen, mit denen auf den Regionaltagen der Reformbedarf artikuliert wurde, wurden im Oberkirchenrat zu sieben thematischen Schwerpunkten gebündelt und

mündeten in den sogenannten Fachausschüssen. An einem Fachausschussnachmittag wurden unter Beteiligung der Pfarrvertretung, interessierter Pfarrer und Pfarrerinnen, die unterschiedliche Gegebenheiten im Berufsfeld repräsentieren, und den Mitgliedern des EOK an den Themen weitergearbeitet. Hier wurde schon offensichtlich, wie disparat die Einschätzungen innerhalb der Berufsgruppe der Pfarrer*innen waren und sich die Generationen unterschieden. Manche Ergebnisse an diesem Fachausschusstag entstanden unter Zeitdruck. Ab diesem Tag wurden die Themen der Fachausschüsse im EOK im Blick auf die Frage deren Umsetzbarkeit weiter bearbeitet. Eine externe Mitarbeit und Perspektive an diesem nun eher intern gewordenen Prozess entfiel. Die Pfarrvertretung wäre durchaus bereit gewesen, ihre Expertise über den gemeinsamen Fachausschusstag in die Fachausschüsse bzw. die Bearbeitung der Themen weiter einzubringen.

3. Der geäußerte Reformbedarf für die bezirkliche Ebene (blaue Kärtchen) wurde bisher in vielen Kirchenbezirken (noch) nicht ausreichend thematisiert. Dies wäre als fester Schritt innerhalb des Prozesses durchaus wünschenswert gewesen und sollte aus Sicht der Pfarrvertretung unbedingt nachgeholt werden.
4. Auf einer Klausurtagung der nun ausschließlich durch Mitarbeitende des EOK besetzten Fachausschüsse wurde eine Reihe von Vorschlägen entwickelt, die dann in einer „**systemischen Schleife**“ in den Pfarrkonventen vor-

gestellt wurden. Diese wurden ebenfalls ambivalent wahrgenommen, weil vieles zu diesem Zeitpunkt noch wenig konkret war. Zudem trafen erstmalig beide Berufsgruppen? Was ist hier gemeint? Etwa Pfarrer*innen und Diakon*innen? Dann müsste das erklärt werden. mit ihren Berufsbildprozessen aufeinander. Vielen fiel es schwer, das Unverbundene der beiden Berufsbildprozesse nun unmittelbar miteinander verknüpfen zu sollen.

5. Um das Spektrum zu weiten und zu vertiefen, gab es zudem einige **Konsultationen**, an denen unterschiedliche Personenkreise zu bestimmten Fragestellungen angehört wurden (Ehrenamtliche in Leitungsfunktionen, Studierende und Lehrvikar*innen, die Theologische Fakultät, Akteur*innen der Zivilgesellschaft, Pfarrer*innen in verschiedenen Lebenssituationen, Pfarrer*innen in den ersten Amtsjahren, Kirchenälteste). Auch hier wurden zahlreiche Anregungen gesammelt.

Eine transparente Darstellung der Ergebnisse aus den einzelnen Konsultationen und wie diese in den weiteren Prozess aufgenommen wurden/werden, wäre wünschenswert gewesen. Zudem blieb bei einigen die Frage offen, wer zu welcher Konsultation eingeladen wurde.

6. Wir begrüßen, dass der von vielen erwartete große **Tag der Berufsbildprozesse** im Lauf des Prozesses vom Abschlussstag zum Doppelpunkt wurde. Ebenso begrüßenswert war die Absicht, erste Ergebnisse an diesem Tag

in den thematisch ausgerichteten Gesprächsbuchten vorzustellen und durch Handouts den Willen zur Umsetzung vieler Vorschläge zu untermauern. Der Tag selbst wurde ambivalent erlebt. Gut war, dass sich so viele Kolleg*innen treffen und durchaus zur Sache mit Einzelnen oder in kleinen Gruppen diskutieren konnten. Dennoch hätten wir uns deutlich mehr Raum für eine öffentliche Debatte über die konkreten Ergebnisse und die Punkte zur Weiterarbeit beider Berufsbildprozesse gewünscht – die dafür notwendige Zeit fehlte durch den langen Vortrag von Prof. Gerhardt, der zudem im Hinblick auf seine Relevanz für die aktuellen Diskussionen um die Weiterentwicklung des Pfarrbilds äußerst gemischte Reaktionen hervorrief. Zudem war deutlich, dass die Veranstaltenden nicht mit diesem Ansturm gerechnet

hatten – weshalb der Austausch in diesem Format für viele schwierig war und die Diskussion und Fortführung einzelner Punkte oft schon

an den kleinen Werkstattbuchten scheiterte. Insgesamt konnte man den Eindruck gewinnen, dass zu viel in diesen Tag „gepackt“ wurde und es dadurch an einer klareren Zielführung fehlte.

- (4) Begrüßenswert ist die breite **Dokumentation** des gesamten Prozesses und seiner Ergebnisse in den letzten Pfarrvereinsblättern sowie auf meinekiba. Mit ihr halten alle etwas in den Händen, das Fortschritte und Zwischenergebnisse transparent und überprüfbar macht und den Prozess in Bewegung hält.

Begrüßenswert
und hilfreiche
Gesamtdokumentation

2. Kritische Würdigung der Arbeit an den einzelnen Themenfeldern

2.1. Geregelte Freiräume und Familienfreundlichkeit

(1) Die Erarbeitung von Veränderungen in diesen beiden Bereichen erscheint der Pfarrvertretung als eine entscheidende Stellschraube für die Reduzierung von Belastungen und eine Förderung der Work-Life-Balance.

(2) So begrüßt die Pfarrvertretung insbesondere folgende geplante Verbesserungen: Die Ausgestaltung von predigtfreien Sonntagen als freie Wochenenden (kombinierbar mit einem freien Montag oder Freitag), die Entpflichtung von der Erreichbarkeit an freien Tagen und den Willen, die Strukturfindung für die dazu erforderlichen Vertretungsregelungen auf regionaler Ebene zu unterstützen und zu implementieren. Diese angepassten Rahmenbe-

dingungen durch geregelte Freiräume und Unterstützungsangebote können unabhängig von der familiären Situation Einzelner zu Entlastungen führen. Der hohe Stellenwert von Familie und privaten Freiräumen im Pfarrberuf ist im Blick auf eine gesunde und motivierte Ausübung des Berufs zu betonen. Ebenso sollte das hohe Gut der dienstfreien Tage unterstrichen werden und zu ihrer Wahrung zur eigenen Rekreation stärker motiviert werden.

(3) Die Frage der Arbeitszeitbegrenzung ist ein großes Anliegen der Pfarrvertretung. Die Diskussion dazu empfindet sie als offen. Sie begrüßt die Einführung von zwei Pilotprojekten zur Erprobung des westfälischen Terminstundenmodells⁷

Hoher Stellenwert von Familie und privaten Freiräumen

und wünscht sich, in die Auswertung der Erprobung deutlich einbezogen zu werden.

(4) Anmerken möchten wir, dass die mittlere Ebene der Dekanate durch die Zunahme von dort angesiedelten Befugnissen und durch Dienstgruppenbildung eine immer entscheidendere Rolle bei der Unterstützung und Fürsorge spielt. Die Veränderung der Rahmenbedingungen für die Berufsgruppe der Pfarrer*innen sollte sich auch in neu zu konkretisierenden Aufgabenbeschreibungen für Pfarr*innen, die als Dekan*innen tätig sind, niederschlagen.

(5) Zudem sollten geregelte Freiräume und Familienfreundlichkeit nicht erst im Berufsleben in den Blick genommen werden, sondern bereits in der Ausbildung thematisiert und gefördert werden. Besonders während des Lehrvikariats und in den ersten Amtsjahren wurden die Vereinbarkeit

von Beruf und Familie mit Kindern sowie die Herausforderungen für Alleinstehende bemängelt.⁸ Wir weisen nachdrücklich auf die Dringlichkeit der angekündigten Flexibilisierungsmöglichkeiten hin, die spürbare und weitreichende Veränderungen für den theologischen Nachwuchs bringen und den Stellenwert von Familie und Privatleben nicht nur betonen, sondern auch im Alltag fördern.

(6) Es wird sich zeigen, in welchem Umfang die Möglichkeit des Flexi-Ruhestandes⁹ zukünftig genutzt werden wird. Unabhängig davon bleibt die Nachwuchsgewinnung und -förderung vordringliche Aufgabe – wenn die Landeskirche einseitig auf die Option des hinausgeschobenen

Ruhestands setzen würde, ginge wertvolle Zeit verloren, um junge Leute auszubilden und an die Landeskirche zu binden.

2.2. Fortbildung, theologisches und geistliches Leben

(1) Es war zu lesen, dass „durch den Pfarrbildprozess [in diesem Bereich] eine deutliche Präzisierung angestoßen“¹⁰ wurde. Allerdings ist für uns bei den bisher vorgestellten Ergebnissen nicht erkennbar, worin diese Präzisierungen bestehen. Dabei ist gerade dieser Bereich entscheidend dafür, dass wir unseren Beruf erfüllt und gestärkt durch neue Impulse gestalten können. Denn hier kann und soll auf sich verändernde Herausforderungen im Berufsbild und Berufsalltag reagiert, neue Wege in der Praxis gefördert und ausgebaut werden.

(2) Wir sorgen uns um die Grundausrichtung von Fortbildungsangeboten und wünschen uns als Pfarrvertretung eine stärkere Beteiligung in der Förderung und im Ausbau dieses Bereiches, z. B. durch einen Fortbildungsbeirat. Bei den Rahmenvorgaben für die Personalentwicklung sehen wir die Notwendigkeit, deutlicher einzubeziehen, dass dieser Beruf als Profession die Stärken der berufsausübenden Persönlichkeit nicht nur in den Blick nimmt, sondern sie zum Wohle der jeweiligen Einsatzstelle fördert. Bei der angekündigten Weiterentwicklung der Orientierungsgespräche ist uns wichtig, dass sie auf Augenhöhe stattfinden, d. h. dass Zielvereinbarungen nur im gegenseitigen Einvernehmen erfolgen und nicht der Durchsetzung von Zielvorgaben dienen – für Bean-

standungen an der Dienstführung gibt es das Instrument des Dienstgesprächs.

(3) Da sich das Pfarrbild bereits vor einem Amtsantritt formt und zu beruflichen Folgeentscheidungen führt, wünschen wir uns als Pfarrvertretung neben der Fortbildung einen verstärkten Blick auf die derzeitige Ausrichtung und Gestaltung der Ausbildung. Dieser Themenbereich kam mit Ausnahme einer Konsultation mit Studierenden und Lehrvikar*innen nicht ausreichend vor, und Veränderungswünsche des Nachwuchses fanden kaum Erwäh-

nung. So wird vor allem um einen verlässlichen und intensiven Informationsfluss und Austausch zwischen Studierenden und dem

Ausbildungsreferat gebeten, eine Überarbeitung der Praktikumsordnung, ein Weiterdenken im Bereich des Teilzeitvikariats sowie um einen deutlichen Ausbau der Seelsorge für Studierenden- und Lehrvikar*innen, unabhängig vom prüfenden Lehrkörper.

2.3. Dienstliches Arbeiten, Fahren und Wohnen

(1) In diesem Bereich scheint es gelungen zu sein, einige Verbesserungen in den Blick zu nehmen und umzusetzen. So begrüßen wir folgende Maßnahmen: Flexibilisierung der Wohnsituationen, Finanzierungsmodell für Pfarrhäuser mit einheitlichen Standards und ohne Aushandlungsnotwendigkeit, Mietwertermittlung durch die Kanzlei GM DP, Rechtsverordnung zur Digitalausstattung der Pfarrämter, Pfarrhausrichtlinie zur Möblierung der Dienstzimmer, Erhöhung der Vertretungssätze bei Vakanzen.

Sorge um die Grundausrichtung der Fortbildungsangebote

(2) Anmerken möchten wir als Pfarrvertretung, dass die Richtlinien zu oben genannten Themen klar und offen kommuniziert werden müssen. Abweichungen von ihnen sollten in Anbetracht der jeweiligen Situation vor Ort im Einzelfall möglich, aber auch dann transparent und offen kommuniziert und überprüfbar sein.

2.4. Entlastung bei den Verwaltungsaufgaben

(1) Unserer Wahrnehmung nach wurde dieser Themenkomplex in der Berufsgruppe der Pfarrer*innen als sehr wichtig, aber auch ambivalent betrachtet. Der auf der Hand liegenden großen Chance der Entlastung durch Abgabe von Tätigkeiten, die nicht zum pastoralen Kernbereich gehören, steht das Risiko gegenüber, damit doch Eigentliches und Wichtiges

aus der Hand zu geben. „Überlagert“ und teilweise überholt wurde dieser Themenbereich durch das neue Verwaltungs- und Serviceamt-Gesetz. Zu klären bleibt unbedingt die konkrete und zeitnahe Verteilung der Zuständigkeiten zwischen gemeindlichen Mitarbeitenden und jener der VSA bzw. der Kirchenverwaltungen (EKV). Nur eine fein austarierte und effiziente Zusammenarbeit kann zu einer wirklichen Entlastung gemeindlicher Pfarrämter und somit der geschäftsführenden Pfarrer*innen führen.

(2) Insgesamt begrüßen wir auch die differenzierte Diskussion über folgende Punkte im Bereich der Pfarrämter vor Ort: verbesserte Qualifikation der Pfarramtssekretär*innen, Möglichkeit übergemeindlicher Sekretariate, gegenseitige Vertre-

tung von Sekretär*innen. Zugleich weisen wir darauf hin, dass Sekretär*innen häufig den unmittelbaren Kontakt in die Gemeinde hinein haben. Daher ist zu bedenken, ob es feste Sekretariatszeiten in einzelnen Gemeinden, besonders in der Fläche, geben sollte. Ebenso ist es entscheidend, im Bereich der Pfarramtsführung auf allgemeine Standards und deren Einhaltung zu achten.

2.5. Haltung und Handeln des EOK

(1) Im Pfarrbildprozess hat sich gezeigt, dass im EOK die Haltung wächst, sich als Dienstleister der Gemeinden und für die Pfarrer*innen zu verstehen. Der vermehrt

wertschätzende Umgang wird als hilfreich und wohl-tuend empfunden. Dieser Eindruck hat sich durch das unterstützende Handeln des EOK in der Corona-Kri-

se verstärkt. Dafür sind wir dankbar. So begrüßt die Pfarrvertretung insgesamt die erhöhte Serviceorientierung im EOK.

(2) Auch wird ausdrücklich begrüßt, dass ein Konzept des Konflikt- und Krisenmanagements aufgebaut wird. Dies ist seit längerem ein Anliegen der Pfarrvertretung. Wir empfehlen geregelte Abfolgen für Konflikte und Krisen, wie im Handout zu Krisen¹¹ bereits begonnen, und Interventionsmöglichkeiten auf den unterschiedlichen Eskalationsstufen. Zwischen Konflikten und Krisen sollte noch deutlicher unterschieden werden. Insoweit sich Schemata und Richtlinien auf Pfarrer*innen beziehen, halten wir eine Beteiligung der Pfarrvertretung bei der Entwicklung solcher Deeskalationsabläufe für geboten. Eine beratende und ggf. begleiten-

Schwierige Balance von Risiko und Chance in der Abgabe von Verwaltungsarbeit

de Rolle übernimmt die Pfarrvertretung auf Wunsch von Kolleg*innen überall da, wo Konflikte auch dienstrechtliche Gesichtspunkte beinhalten.

2.6. Religionsunterricht und Schule

(1) An bestimmten Punkten scheinen die Rahmenbedingungen, deren Veränderungen die Belastungen reduzieren könnten, fester zu sein als die der pfarramtlichen Rahmenbedingungen, die doch den Hauptanteil unserer Arbeit bestimmen müssten. So soll am Faktum und Rahmen des Regel- bzw. Pflichtdeputats nichts zu ändern sein: „Ein vollständiger Verzicht auf das Regeldeputat ist auch in Zukunft nicht denkbar“¹².

Unter der Berufsgruppe der Pfarrer*innen ist das Pflichtdeputat durchaus stark umstritten. Schon in der oben genannten Eingabe an die Landessynode von über 100 Pfarrer*innen 1995 sowie der sog. Bauer-Studie von 2008 und im Votum des Heidelberger Pfarrkonvents von 2015 war dieses Pflichtdeputat ein Hauptpunkt der Diskussion. Es dürfte sicher hohen Symbolcharakter für den gesamten Pfarrbildungsprozess und seine Akzeptanz haben, inwieweit Pfarrer*innen hier spürbare, gezielte und dauerhafte Entlastung bekommen können. Auch Pfarrer*innen, die gerne unterrichten, empfinden die starren Regelungen als wesentliche Belastung in der Gestaltung ihrer beruflichen wie privaten Steuerungsmöglichkeiten. Deswegen ist für die Pfarrvertretung das generelle Verdikt „... nicht denkbar“ schwer akzeptabel. Zudem ist das finanzielle und dadurch politische Argument, aufgrund

des sog. badischen Drittels müsse am Pflichtdeputat festgehalten werden, eher rhetischer Natur und muss unbedingt verifiziert werden. Darum bittet die Pfarrvertretung ausdrücklich.

Innerhalb des Rahmens des Pflichtdeputats begrüßt die Pfarrvertretung allerdings die Vielzahl von schon bestehenden, aber nun noch deutlicher kommunizierten, und neuen Möglichkeiten und Maßnahmen, als Gemeindepfarrer*innen Entlastungen oder Unterstützungen im RU zu erhalten. Diese bleiben jedoch weiterhin deutlich hinter einer Öffnung zurück, bei der die Notwendigkeiten vor Ort für alle Beteiligten zwingend nachvollziehbar auch anders gestaltet werden können. (Das Regeldeputat entspricht bei 6 bzw. 8 Stunden in der Woche immerhin einer 21%- bzw. 28%-Schulstelle – eine volle Gemeindestelle wird aber niemals mit einem nur 75%igen Einsatz zu leisten sein.)

Die Pfarrvertretung bleibt von der Tendenz alarmiert, dass der Schulunterricht gegenüber den anderen pfarramtlichen Arbeitsbereichen die Regeln bestimmt. Dies sehen wir äußerst kritisch. So wurde von uns bereits die Umstellung der Termine eines Pfarrstellenwechsels allein mit Rücksicht auf die Schulzeiten kritisch betrachtet und um eine flexibel gehandhabte Wechselmöglichkeit gebeten.

2.7. Einblicke in den Berufsbildungsprozess der Gemeinmediakon*innen

(1) Wir begrüßen grundsätzlich den Blick auf das „Zusammendenken“ der verschiedenen Berufsgruppen in unserer Kirche und das Nachdenken darüber, wie in

Das generelle Verdikt zum Pflichtdeputat ist schwer akzeptabel

RU zu erhalten. Diese bleiben jedoch weiterhin deutlich hinter einer Öffnung zurück, bei der die Notwendigkeiten vor Ort für alle Beteiligten zwingend nachvollziehbar auch anders gestaltet werden können. (Das Regeldeputat entspricht bei 6 bzw. 8 Stunden in der Woche immerhin einer 21%- bzw. 28%-Schulstelle – eine volle Gemeindestelle wird aber niemals mit einem nur 75%igen Einsatz zu leisten sein.)

Zukunft stärker die Vielfalt kirchlicher Berufe und Handlungsfelder strukturell abgebildet werden kann. Der Schatz, der sich in der Vielfalt der kirchlichen Berufe verbirgt, sollte hierbei viel stärker betont werden. Dabei ist uns wichtig, Gemeinsamkeiten und Unterschiede, Zusammenarbeit und je eigene Aufgaben, Augenhöhe und verschiedene Ämterverständnisse pastoraltheologisch gleichermaßen zu bedenken und tragfähige Konzepte und Umsetzungsmaßnahmen zu entwickeln. Es wäre daher wünschenswert gewesen, die beiden Berufsbildprozesse der Pfarrer*innen und der Gemeindediakon*innen besser miteinander zu verzahnen.

(2) Wir als Pfarrvertretung würden uns sehr gerne an einem weiteren Prozess zu dieser Frage beteiligen und, basierend auf den Überlegungen in diesen Themenfeldern, mit den Verantwortlichen weiterdenken.

3. Gesamtbetrachtung und wie es weitergeht

(1) Wie sind die schon teilweise vollzogenen und geplanten Veränderungen an den unseren Beruf herausfordernden Rahmenbedingungen insgesamt zu bewerten? Werden sie für die nähere und sogar weitere Zukunft ausreichen, um uns Pfarrern und Pfarrerinnen nachhaltig zu motivieren und zu stärken, sodass wir unsere Arbeit wieder mit deutlich mehr Freude tun können? Insgesamt auf den Prozess geblickt sieht die Pfarrvertretung, dass die Rahmenbedingungen an vielen Punkten Anliegen der

Der Schatz der Vielfalt der kirchlichen Berufe

Hilfreicher Rahmen für unsere Vielfalt, Freiheit und Selbststeuerung

Berufsgruppe der Pfarrer*innen aufnehmen und uns durch größere Flexibilität und Verbesserungen der Bedingungen entlasten können. Wichtig ist uns das Signal und der Wille, uns landeskirchlich einen Freiheit gebenden und gewährenden Rahmen¹³ für unsere Arbeit zu geben.

Dass unsere eigene Vielfalt und Freiheit, die wir schätzen und brauchen, nicht immer leicht auszubalancieren

ist zwischen der Notwendigkeit landeskirchlicher Rahmensetzung, den Anforderungen der unterschiedlichen Einsatzstellen und den persönlichen Bedürfnissen nach einem geschützten Rahmen, ist der Pfarrvertretung bewusst. Sie ist sich auch bewusst, dass es, je weiter und flexibler der Rahmen ist, desto mehr der Selbststeuerung bedarf.¹⁴

Wir wissen das Zutrauen der Landeskirche an diesem Punkt in unsere Gestaltung dieser Freiheit zu schätzen. Auch schätzen wir in diesem Pfarrbildprozess als Ganzem, dass die Kirchenleitung eine zuhörende war und glaubhaft versucht hat, viele Anliegen aufzugreifen und umzusetzen. Vielleicht ist es der größte Gewinn für uns als Berufsgruppe der Pfarrer*innen, dass wir an diesem Prozess engagiert und gemeinsam, kontrovers, vielfältig und kreativ mitgearbeitet und ihn so gestaltet haben.

(2) Was die Qualität der Veränderungen der Rahmenbedingungen anbelangt, wird wahrscheinlich wirklich erst die Zukunft erweisen, wie gut und wie wirkungsvoll die einzelnen Maßnahmen sein können und ob überhaupt alle so umgesetzt wer-

den können und werden. Das möchten wir im Blick behalten und analysieren. Allen Beteiligten ist bewusst, dass so ein Prozess immer vom Ausgleich verschiedener Bedürfnisse lebt, der nie alle gleichermaßen zufrieden stellt. Auf das Ganze gesehen hinterlassen die bisherigen Ergebnisse daher eine abwartende Haltung. Aufgrund des sinnvoll breit angelegten Prozesses gab und gibt es eine Fülle an Maßnahmen, im Bild gesprochen: Es gibt viele kleine und manche großen Stellschrauben.

(3) Wir stellen fest, dass einige vielversprechende Stellschrauben in Bewegung sind. Wie werden diese im Auge behalten, ggf. angezogen oder gelockert? Wer tut dies? Wo geschieht dies? Wir haben Vertrauen in die Verantwortlichen, würden aber gerne klarer sehen, woran gerade wo gearbeitet wird. Deshalb wünschen wir uns eine Agenda, an der der weitere konkrete Weg ablesbar und überprüfbar und korrigierbar ist.

(4) „KircheWeiterDenken“ und „Kirche im Umbruch“. So sind die letzten beiden Teile der Dokumentation der für den Prozess Erstverantwortlichen überschrieben und damit ein erster Hinweis, wohin sich die weitere Ausrichtung der Berufsbildprozesse öffnen soll. Durch die Corona-Krise haben sich manche Fragen verschärft und uns die Dringlichkeit vor Augen geführt, wie wichtig es ist, neue Formen des Kircheseins zu entdecken und uns darin als Pfarrer*innen kreativ weiterzuentwickeln. Wir begrüßen als Pfarrvertretung ausdrücklich, dass nun, verbunden mit dem Pfarrbildprozess, die dezidiert theologischen und ekklesiologischen Fragestel-

lungen weitergedacht werden sollen und müssen. Wir als Pfarrvertretung wollen uns intensiv an dieser notwendigen Verknüpfung beteiligen.

lungen weitergedacht werden sollen und müssen. Wir als Pfarrvertretung wollen uns intensiv an dieser notwendigen Verknüpfung beteiligen.

Die Pfarrvertretung der Evangelischen Landeskirche in Baden

- 1 Badische Pfarrvereinsblätter 2/2020 S.64 ff
- 2 Joachim Bauer, Belastungserleben und Gesundheit im Pfarrberuf: Eine Untersuchung in der Evangelischen Landeskirche in Baden, in: Badische Pfarrvereinsblätter 9/2009, S. 230–244
- 3 Badische Pfarrvereinsblätter 2/2016, S. 76–81 (Zitat S.78)
- 4 5. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD, www.ekd.de/download/ekd_v_kmu2014.pdf, S.103
- 5 Vgl. Badische Pfarrvereinsblätter 1/2019, S. 21.
- 6 Badische Pfarrvereinsblätter 6/2020 S. 272f
- 7 Badische Pfarrvereinsblätter 2/2020 S. 64ff
- 8 vgl. Badische Pfarrvereinsblätter 6/2020, S. 282–287
- 9 vgl. PfbI 6/2020, S. 257.
- 10 vgl. PfbI 6/2020, S. 255.
- 11 https://www.meinekiba.net/cocoon/portal/secureFile?filePath=/images/cmsattachments/3e6b0b867b62543a3465525084438c6f853c322d/Krisenkommunikation_Mai2020.pdf&mac=139835265121271518209107895977947671813#search=krise
- 12 Badische Pfarrvereinsblätter 6/2020 S. 262f
- 13 Badische Pfarrvereinsblätter 8/2020 S. 276
- 14 Badische Pfarrvereinsblätter 8/2020 S. 251

Bis ins Frühjahr 2019 kann man im Gesetzes- und Verordnungsblatt beobachten, dass **Pfarrstellenwechsel auf Gemeindepfarrstellen** zu jeder Jahreszeit stattfanden. Seit dem GVBl 12/2019 steht in den Hinweisen zu Bewerbungen, dass Stellenwechsel in der Regel **nur noch zum Schuljahresbeginn (1.8./1.9.) bzw. zum Schulhalbjahr (1.2.)** erfolgen.

Auf diese neue Praxis bei den Wechselterminen – die (während des laufenden Pfarrbildprozesses!) ohne Mitwirkung der Pfarrvertretung eingeführt wurde – wurde ich im vergangenen Jahr durch Rückmeldungen aus dem Kreis der Kolleg*innen aufmerksam gemacht.

Auf Nachfrage hat das Personalreferat die veränderte Praxis mit schulischen Notwendigkeiten begründet.

Die Pfarrvertretung sieht diese Priorisierung als einseitig an. Ein Wechseltermin am 1.2. berücksichtigt zwar schulische Notwendigkeiten, ist jedoch wegen der bevorstehenden Konfirmation schwierig. Mit dem Beginn des Probendienstes zum 1.3. hält sich die Landeskirche da, wo sie selbst die Stellschrauben hat, nicht an die eigene Zielsetzung. Gemeinden, die lange vakant waren (und auch die Kolleg*innen, die dort in der Vertretung tätig sind), werden nicht verstehen, warum eine mögliche Besetzung hinausgezögert wird.

Die Beschränkung der Wechseltermine hat deutliche Rückwirkungen auf die Lebenssituation der ganzen Pfarrfamilie. Viele Gründe sind denkbar, um Wechsel zügig durchzuführen: Stellenwechsel der Ehepartner*innen, Pflegesituationen in der Familie als Anlass für einen Stellen-

wechsel, die derzeitige Wohnsituation, Konflikte in der alten Gemeinde ...

In vielen Fällen (z. B. da, wo schulpflichtige Kinder vorhanden sind) wird es ohnehin Wunsch der Pfarrfamilien sein, in den Sommerferien umzuziehen. Insofern **sollte es eigentlich kein Problem darstellen, die bisherige Praxis freier Aushandlung des Wechseltermins** unter den Betroffenen (Personalreferate, Dekanatsleitungen, Pfarrperson und Gemeinde) **wieder zu ermöglichen**.

Ein äußerst erfreuliches Ergebnis des Pfarrbildprozesses ist das **neue Verfahren zur Mietwertfestsetzung**, das den Gemeindepfarrer*innen im Mai mit einem Anschreiben des EOK bekanntgegeben wurde. Ein seit vielen Jahren von der Pfarrvertretung geäußerter Wunsch ist damit in Erfüllung gegangen. In der Vergangenheit haben einzelne Pfarrer*innen mithilfe der darauf spezialisierten Mannheimer Kanzlei GMDP Verfahren zur Neufestsetzung des zu versteuernden Mietwerts in der Regel mit vierstelligen Rückerstattungssummen (für die zurückliegenden 5 Jahre) abschließen können. Für die Zukunft erfolgt nun die Festsetzung durch eine Rahmenvereinbarung der Landeskirche systematisch für alle Pfarrhäuser, vorausgesetzt, die Pfarrstelleninhaber*innen kooperieren. Daher ist das **Ausfüllen des Fragebogens dringend zu empfehlen**. Auch die im Anschreiben genannte Möglichkeit einer **rückwirkenden Überprüfung** für die letzten 5 Jahre kann aufgrund der bisherigen Erfahrungen im Regelfall **empfohlen** werden; eine Ausnahme stellen hierbei die angemieteten Pfarrdienst-

wohnungen dar (hier entspricht der zu versteuernde Mietwert der Höhe der Miete).

Die Erstattungen sind deswegen so hoch, weil bei der Einführung der Versteuerung der Pfarrdienstwohnungen als geldwerter Vorteil in den 90er Jahren die Spielräume nicht genutzt wurden; man hätte sich am untersten im Mietspiegel möglichen Eckwert orientieren dürfen. Auch weitere Abschlagsmöglichkeiten, z. B. wenn dienstliche Nutzung und privater Wohnbereich nicht getrennt sind, wurden seit damals nicht berücksichtigt.

Eine Folge der Neuregelung ist eine zunehmende Differenz (nicht beim für alle identischen Dienstwohnungsausgleichsbetrag von 782 €, sondern beim zu versteuernden Mietwert) der Wohnkosten zwischen Pfarrhäusern im Gemeindebesitz und angemieteten Pfarrhäusern. Wer sich auf eine Pfarrstelle mit angemieteter Pfarrdienstwohnung bewirbt, sollte sich daher der finanziellen Folgen bewusst sein.

Die Landeskirche stärkt mit der Beauftragung von GMDP die Attraktivität des Wohnens im Pfarrhaus; der Pflicht, eine Dienstwohnung bewohnen zu müssen, steht nun die Möglichkeit gegenüber, dort relativ günstig zu wohnen. In Verbindung mit den Neuregelungen zur Lockerung der Dienstwohnungspflicht (vgl. PfvBl 9/2019) dürfte damit ein unter Pfarrer*innen umstrittenes Thema eine gewisse Beruhigung erfahren.

Eine Reihe von Kolleg*innen, die eigentlich gerne in den Pfingstferien Urlaub genommen hätten, haben darauf verzichtet, da wegen Corona die Möglichkeiten der Urlaubsgestaltung massiv eingeschränkt

waren. Nun stellt sich die Frage, wann sie ihren **Urlaubsanspruch** realisieren können. Nach § 6 (5) der Rechtsverordnung Urlaubsordnung **kann Urlaub ohne Einschränkungen übertragen und bis zum 31.8. des Folgejahrs genommen werden**; erst danach verfällt der Anspruch. Zum Vergleich: Die Landesbeamten können ihren Urlaubsanspruch bis zum 30.9. des Folgejahrs realisieren, die Bundesbeamten bis zum 31.12..

■ Volker Matthaëi, Stutensee

Corona und unsere Stipendiaten

Der „Förderverein Pfarrhaushilfe“, vor mehr als 25 Jahren durch unseren Pfarrverein gegründet, konnte im letzten Jahr mit Márton Fabiny aus Budapest seinen 40. Stipendiaten begrüßen. Dank der regelmäßigen Spenden aus unserem Kollegenkreis, aber auch von vielen Pfarrwitwen, sind wir in der Lage, ein Studienjahr an der Heidelberger Theologischen Fakultät zu finanzieren, dazu auch das Kontaktstudium eines Pfarrers der Siebenbürgischen Kirche. Für die Studierenden aus den osteuropäischen Nachbarkirchen ist das Studienjahr bzw. das Sommersemester in Heidelberg ein ganz besonderes Ereignis, vermittelt es doch neben guten deutschen Sprachkenntnissen auch einen breiten theologischen Horizont, den die oft sehr kleinen heimatlichen Ausbildungsstätten so nicht bereit stellen können. Und das Wohnen im Theologischen Studienhaus, im Heidelberger Morata-Haus, führt durch die Begegnung mit Studierenden aus vielen Ländern und Fakultäten und mit den Vikarskursen im Petersstift ebenso zu einer Horizonterweiterung.

Nun musste seitens der Landeskirche in diesem Sommer das Kontaktstudium wegen Corona abgesagt werden. Ein Pfarrer aus Siebenbürgen und ebenfalls einer aus Estland wären gerne nach Heidelberg gekommen, als Stipendiaten unseres Fördervereins. Doch das Virus macht vor keiner Grenze Halt. Auch unser ungarischer Stipendiat hatte sich in die neuen Studienregeln mit digitalen Angeboten und zunächst Verzicht auf Arbeit in Bibliothe-

ken zu fügen. Dennoch ist Márton Fabiny dankbar für alle Möglichkeiten zum persönlichen und theologischen Austausch in Heidelberg. Er wird auch noch das kommende Wintersemester hier bleiben und sich demnächst in den Pfarrvereinsblättern vorstellen.

Hoffen wir, dass im kommenden Jahr wieder ein „normaler“ Studienbetrieb möglich sein wird, einschließlich des Kontaktstudiums für unsere Kollegen aus Osteuropa!

Allen, die diese Arbeit des Fördervereins mit ihren Spenden unterstützen, sei im Namen aller Stipendiaten ganz herzlich gedankt!

■ Hans Kratzert, Pfr. i.R., Heidelberg
Vorsitzender des Fördervereins Pfarrhaushilfe e. V.

Rainer Riesner

Messias Jesus – Seine Geschichte, seine Botschaft und ihre Überlieferung

Brunnen – Verlag Giessen, 2019, 537 Seiten,
58 Euro, ISBN: 978-3-7655-9410-6

Das öffentliche Interesse an der Person Jesus von Nazareth ist ungeboren. Anlässlich der großen christlichen Feste wie Weihnachten und Ostern kündigen Medien in ihren Veröffentlichungen an, die endgültige Wahrheit über Jesus Christus gefunden zu haben. Die Zahl der veröffentlichten Jesus-Bücher ist nicht geringer geworden. Zur Zeit gibt es rund 40 Ausgaben. Dahinter verbirgt sich das zweifellos richtige Gespür, dass mit der Person Jesus von Nazareth der christliche Glaube steht und fällt. Die Frage, was wir über Jesus wissen und wie die verschiedenen Veröffentlichungen zu werten sind, ist die Frage nach der Zuverlässigkeit und Tragfähigkeit der Quellen. Der methodische Umgang des Verfassers mit den Quellen hat sich in Jahrzehnten profiliert herausgebildet, beginnend mit seinem Religionsunterricht in der Oberstufe des Gymnasiums vor dem Abitur. Damals liest er drei Jesus-Bücher, die unterschiedlicher nicht sind: von Ethelbert Stauffer, der Jesus klar gegenüber dem zeitgenössischen Judentum abgegrenzt hat, von Rudolf Bultmann und dessen skeptischem Umgang mit den Quellen und von dem jüdischen Forscher David Flusser, der Jesus

der humanen Strömung der Pharisäer zuordnet. Mit dieser Kenntnis beginnt er sein Theologiestudium. Hier begegnet er zunächst Otto Michel. Von ihm lernt er, dass Jesus nur im Rahmen des Frühjudentums historisch zutreffend verstanden werden kann. Bei August Strobel leuchtet ihm ein, dass eine möglichst genaue Chronologie das Gerüst jeder ernsthaften Geschichtsdarstellung sein muss. Eine Einführung in den Talmud bekommt er durch den jüdischen Dozenten Max Majer Sprecher; für die Traditionsgeschichte erschließen sich ihm die Qumrantexte durch Otto Betz, bei Martin Hengel kommt er in Kontakt mit internationalen Referenten. Sein Blick wird gelenkt auf die skandinavische Schule von Harald Riesenfeld und Birger Gerhardsson, dass Jesus die ungebildeten Jünger durch mnemotechnische Stilmittel für die Weitergabe der Botschaft geschult hat. Katholische Exegeten der Jerusalemer École Biblique überzeugen ihn, dass die Literarkritik der Synoptiker nicht bei der Zwei-Quellen-Hypothese enden muss, sondern vielschichtiger ist. Weitere Impulse vermittelt ihm der Altphilologe Wolfgang Schadewaldt, der die kurze Distanz zwischen Ereignis und schriftlicher Niederschrift im Rahmen der antiken Verhältnisse für die Vertrauenswürdigkeit der Evangelienüberlieferung hervorhebt. Damit wird der Hintergrund des historisch-wissenschaftlichen Arbeitens des Verfassers profiliert benannt. Dabei kommt Riesner, der viele Jahre das Fach „Neues Testament“ an der TU Dortmund unterrichtete, nach knapp 500 Seiten zu folgendem Ergebnis: „Es geht in den vier kanonischen Evangelien offensichtlich nicht nur um eine narrative Ausgestaltung von theologischen

Aussagen, sondern um geschehene Geschichte. Es ist historisch möglich zu wissen, wer Jesus war und was er wollte“ (S. 478). Alles hängt letztlich davon ab, ob die Quellen „ein zutreffendes Gesamtbild oder nur einzelne Erinnerungssplitter, die man in ganz verschiedener Weise zu einer Deutung zusammensetzen kann“ (XV), vermitteln.

Das Buch beginnt mit einer Darbietung der prophetischen Hoffnungen des Volkes Israel seit dem Königtum Davids. Mit deren Aufnahme oder Nichtaufnahme durch Jesus verdeutlicht der Verfasser, wie sich Jesus in seinem Handeln und in seinen Worten verstanden wissen wollte. Im Anschluss daran werden in den Kapiteln 2 bis 13 angefangen von Jesu Herkunft bis zu seinem Prozess zentrale Themen seines Wirkens behandelt. Dabei ist dem Verfasser wichtig, eine große Anzahl von Aussprüchen Jesu wiederzugeben, damit dieser „selbst ... möglichst deutlich zu Wort“ (XVII) kommt. Ausgangspunkt von Riesners Werk ist die Erkenntnis, dass Jesus als der endzeitliche Messias auftritt. Als Gesalbter bezieht er die Verheißung aus Jes. 61, 1 mehrfach auf sich (S. 416). Er vermeidet den Titel „Davids Sohn“ ebenso wie die Bezeichnung „Messias“ (S. 303), weil beide Bezeichnungen nationalrevolutionären Missverständnissen Vorschub geleistet hätten. Jesus sieht sich als der Menschensohn, der sein Leben als Lösegeld für die vielen hingibt (268ff).

Riesner vertritt keine der in der neutestamentlichen Wissenschaft üblichen Mehrheitsmeinungen, sondern begründet gezielt seine eigenen Standpunkte. Ein Beispiel ist die Deutung von Markus 6, 1. Hier wird ausgesagt, dass Jesus in seine patris

kam, was viele Ausleger mit „Geburtsort“ wiedergeben. Der Kontext ergibt, dass damit Nazareth gemeint ist, daher müsse Nazareth als Geburtsort von Jesus gesehen werden. Riesner zeigt auf, dass auch Matthäus 13, 57 und Lukas 4, 12 im gleichen Zusammenhang Nazareth als Jesu patris erwähnen, beide Evangelien aber von Bethlehem als Geburtsort ausgehen. Riesner weist damit nach, dass patris als Heimatort Jesu zu verstehen ist, zumal die Septuaginta für den Geburtsort eines Mannes meist von polis autou spricht (48). Anschließend legt er dar, warum zwischen der matthäischen und lukanischen Geburtsgeschichte keine literarische Anhängigkeit besteht, da ihre Überlieferung auf zwei unterschiedliche Zweige der Großfamilie Jesu zurückgeführt wird. Die Übereinstimmungen sind daher umso auffälliger; zu diesen gehört eben auch die Geburt von Jesus in Bethlehem (Matth. 2, 1, Luk. 2, 1 – 7) (49). Neben solchen apologetischen Argumentationsgängen erfährt der Leser wertvolle Hintergrundinformationen aus dem Frühjudentum, die zum Verstehen schwieriger Gleichnisse hilfreich sind. So geht Riesner bei dem Gleichnis vom ungerechten Verwalter wegen der Wortwahl „Söhne des Lichts“ (Luk. 16, 8) davon aus, dass Jesus damit die Essener gemeint hat. Mit dem provozierenden Ausspruch von Luk. 16, 9 „Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, der Ungerechtigkeit“ (195), habe er sie aufgefordert, ihr Geld lieber für Hilfsbedürftige auszugeben als für einen neuen Tempel zu sparen. Der Einfluss der Essener zeigt sich wiederum in der unterschiedlichen Chronologie der Passionsgeschichte zwischen den Synoptikern und Johannes.

Seit Entdeckung der Qumrantexte weiß man mit Sicherheit, dass vor 70. n. Chr. zwei Kalender in Gebrauch waren. Johannes datiert nach dem offiziellen Mondkalender, der am Jerusalemer Tempel Geltung hatte (Joh. 18, 28); die Synoptiker setzen voraus, dass Jesus dem alten priesterlichen Sonnenkalender folgt, wie ihn nicht nur die Essener beachtet haben; er bestimmte auch die voessenische Henochüberlieferung, die in der Großfamilie von Jesus lebendig war (337). Damit haben wir einen längeren Verlauf der Passion, wobei die verschiedenen Teile dieses rekonstruierten Ablaufes unterschiedlich belastbar sind (338): letztes Abendmahl am Dienstagabend, Verhaftung in Gethsemane nach Mitternacht, am Mittwoch: Gerichtssitzung des Synhedriums, Einreichung der Klage bei Pilatus und Ansetzung der römischen Verhandlung. Donnerstag: Sitzung des Hohen Rates am Morgen, Auslieferung an Pilatus und Eröffnung des römischen Prozesses, mündliche jüdische Anklage und am Nachmittag Wiederaufnahme des Prozesses durch Pilatus, Freitag: Verurteilung und Kreuzigung am Vormittag, Tod Jesu um drei Uhr nachmittags (339).

Spannend liest sich das Kapitel „Die Realität der Auferstehung“ (396ff). Gerade bei dieser Frage gerät der Historiker in einen Grenzbereich, wobei es hier beachtliche philosophische Argumente für eine gegenüber dem Außergewöhnlichen offene Geschichtswahrnehmung gibt. Der Historiker entdeckt, dass eine psychologische Erklärung der Erscheinungen des Auferstandenen sehr unwahrscheinlich ist (396). Die Quellen sprechen dagegen, die Erscheinungen als innere Bilder, als Visionen auf-

zufassen. Es geht beim Auferstandenen um eine Person, die eine eigene Wirklichkeit außerhalb von denen hat, die ihr begegnen (Luk. 24, Joh. 20 – 21, 1. Joh. 1, 1 – 3)(397.) Die Berichte über die Ostererscheinungen vermeiden in ihrer sprachlichen Form gerade eine Ausdrucksweise, wie wir sie von jüdischen Visionserfahrungen kennen (398). „Ob Jesus nur war oder ob er auch ist – das hängt an der Auferstehung. Im Ja oder Nein geht es nicht um ein einzelnes Ereignis neben anderen sondern um die Gestalt Jesu als solche“ (398). So haben die Erscheinungen des Auferstandenen in dem Nebeneinander von Anderssein und Identität ihre nächsten Parallelen in den Theophanie-Erzählungen des Alten Testaments. Hier liegt einer der Gründe dafür, warum schon seit Ostern deutlich wurde, dass Jesus der Seinsweise Gottes angehört (Joh. 20, 28) (400). Für die Jünger bedeutet die Begegnung mit dem Auferstandenen die Vergebung ihres Versagens und die Wiederaufnahme in die von Jesus ermöglichte Gottesgemeinschaft, zeichenhaft erlebt in der Mahlgemeinschaft. Damit war der Anstoß zur Sonntagsfeier gegeben und es geschah die Sammlung der ersten messianischen Gemeinde in Jerusalem. In seinen letzten beiden Kapiteln führt Riesner Klärungen herbei zunächst hinsichtlich der Überlieferung. Er beantwortet die synoptische Frage mit einem komplexen Modell, das sich mit Bezug auf das Proömium des Lukasevangeliums Luk. 1, 1 – 4 „am besten durch die Kombination von mündlicher Überlieferung und vorsynoptischen Quellen erklären“ lasse (455). Im zweiten nimmt er eine endgültige Beurteilung der Quellen auf ihren Geschichtswert vor. Da-

bei beruft er sich auf Jan Vansina, einen Pionier der Erforschung von mündlicher Tradition, der ihr eine hohe Zuverlässigkeit zugesteht, wenn drei Kriterien erfüllt sind: Überlieferung von einer möglichst geschlossenen Gruppe von Tradenten, Stabilität der Überlieferung durch den Einsatz von mnemotechnischen Hilfsmitteln und wenn es sich um ritualisierte religiöse mündliche „Texte“ handelt (476).

Wie ist das Werk von Riesner einzuordnen? Erinnerungen an Ereignisse, ihre erzählende Weitergabe und deren Verwendung durch Geschichtsschreiber sind nicht gegen Irrtümer, Verfärbungen, Übertreibungen und Fehldeutungen gefeit. Das gilt auch für die Texte der Bibel. Sie ist nur als ganze „Wort Gottes“, da Gott durch sie zu uns spricht, sie enthält Gottesworte und Menschenworte nebeneinander oder miteinander verquickt. Wenn Gott in Jesus Christus eingeht in Raum und Zeit, in die Geschichte, dann müssen auch Spuren seines Wirkens in dieser Geschichte erkennbar sein. Die Aufklärung hat bei ihrem Befreiungsschlag gegen kirchliche Fremdbestimmung des Denkens alte Dogmen durch neue ersetzt, die die Wahrnehmung der Wirklichkeit eingeschränkt haben. Der Protest gegen frühere kirchliche Denkverbote hat zu einem Übergewicht der Skepsis geführt. Das „Analogieprinzip“ nach Troeltsch lässt keinen Raum für Rätselhaftes, Überraschendes oder völlig Neues. Im Zeitalter der Postmoderne dürfte es konsensfähig sein, dass Wunder oder eben Unvergleichbares nicht per se als unhistorisch einzustufen sind.

Im Rahmen der antiken Literatur und Überlieferung haben wir es bei den Evangelien mit einer erstaunlich hohen Zuver-

lässigkeit der Überlieferung zu tun, was Fehler nicht ausschließt. Historische Urteile sind Näherungsurteile, aber es macht einen beträchtlichen Unterschied aus, ob man ihnen von vornherein mit grundsätzlicher Skepsis begegnet oder mit einem Grundvertrauen, wie es bei jedem Historiker üblich ist, bis er vom Gegenteil einer Quelle überzeugt ist.

Riesner weist überzeugend nach, dass die Evangelisten wussten, dass die Glaubwürdigkeit der frohen Botschaft, die sie verkündigten, die glaubwürdige Bezeugung historischer Ereignisse einschließt. Das verdeutlicht Riesner am Bezug von Aussprüchen Jesu zu Paulus, zum Beispiel bei Jesu Aussage zur Ehescheidung, deren ähnliche Form er von Paulus in 1. Kor. 7, 10 – 11 aufgenommen sieht, oder im Hinblick auf die Abendmahlstradition (341). Insgesamt ist Riesner überzeugt, dass Paulus viel mehr von den Aussprüchen Jesu wusste, als die Forschung gegenwärtig annimmt (433ff).

Am Ende der einzelnen Kapitel bringen Exkurse, geografische und archäologische Informationen eine Fülle von Abbildungen eine weitere Vertiefung.

Dieses Buch trägt die Früchte einer jahrzehntelangen Arbeit des Verfassers mit der Frage nach dem historischen Jesus und der neutestamentlichen Überlieferung. So ist das Buch eine vorzügliche Unterstützung für den Unterricht, die Erwachsenenbildung und den Gottesdienst der Gemeinde. Es ist in einem Sprachstil gehalten, dass es auch interessierte Nichttheologen gut lesen können. Der Ertrag für das Studium und für den Dienst im Pfarramt rechtfertigt den hohen Preis.

■ Bernhard Würfel, Neuweiler

Andreas Rössler

Denkwege eines freien Christentums

Bautz Verlag Nordhausen 2020

Hg. von Raphael Zager und Werner Zager,
401 Seiten, 55 Euro, ISBN 978-3-95948-462-6

Das Buch ist dem Stuttgarter evangelischen Theologen und Pfarrer Andreas Rössler zu seinem 80. Geburtstag im Jahr 2020 gewidmet. Dabei wird vor allem gewürdigt, dass er in dem Organ des Bundes für freies Christentum jahrzehntelang regelmäßig Beiträge geschrieben hat und 12 Jahre lang selbst die Schriftleitung dieser Zeitschrift innehatte. Sein theologisches Denken ist vor allem durch Albert Schweitzer und Paul Tillich bestimmt.

Was ist mit „Denkwegen eines freien Christentums“ gemeint? Diese fügen sich „zu einer Glaubenslehre im Geiste eines liberalen Protestantismus.“ (S.12) Freiheitliche Religion ist in einem dreifachen Sinn zu verstehen: „Erstens wird man durch die Religion frei zu eigener Einsicht, Erfahrung und Vernunft.“ „Zweitens erfährt man durch die Religion innere Befreiung und Heilung.“ „Drittens praktiziert und fördert man Religionsfreiheit.“ (S. 39) Die freie Theologie steht immer wieder in Spannung zur „bibeltreuen Theologie“; denn „freie Theologie kann nur das anerkennen, was einleuchtet und überzeugt, was also im eigenen Wahrheitsbewusstsein einen Widerhall findet.“ (S.60) Wobei es ein „christliches Recht zu zweifeln“ gibt. (S.84)

Als zweiter wesentlicher Begriff taucht sehr bald in den Ausführungen von Rössler der Begriff der Wahrheit auf. Denn die Krise des Christentums ist eine Sprachkrise. Diese Krise lässt sich nur bestehen „im Sinne der Reformation als Rückbesinnung auf die biblische Botschaft und im Sinne der Aufklärung durch uneingeschränkte Wahrhaftigkeit.“ (S.20)

Die Wahrheitsfrage spielt in der Religion überhaupt eine wesentliche Rolle. Rössler unterscheidet zwei Arten von Wahrheit: die Satzwahrheit, die der Wirklichkeit entspricht, und die Vernunftwahrheit. Damit ist die Glaubenswahrheit, also die eigene „Tiefe der Wahrheit“ gemeint. Es ist klar, dass der Wahrheit die eigene Haltung der Wahrhaftigkeit entspricht. Religion und Wahrheit hängen eng zusammen. Auch hängen in der Religion Liebe und Wahrheit eng zusammen. Dabei kann man nicht vom Besitz der Wahrheit ausgehen, sondern von Gottes Horizont aus kann es nur Annäherungen an die Wahrheit geben, wobei die Wahrhaftigkeit eine besondere Rolle spielt. Die Wahrheit ist immer umfassender, größer und tiefgründiger als wir begreifen können. Wenn es keine letzte, umfassende Wahrheit gibt, kann es nur eine Fülle von Wahrheiten geben, wobei jeder die freie Wahl hat; oder es gibt keine letzte Wahrheit.

Rössler zieht vier praktische Folgerungen aus dem Umgang mit der Wahrheit: Alle Aussagen über Gott bleiben Hypothesen und Vermutungen – man wird bescheiden und bleibt unterwegs auf der Suche – die immer größere Wahrheit stellt uns in die Pflicht zur Toleranz – wir können uns von dem Grundvertrauen leiten lassen, dass sich die Wahrheit schließlich durchsetzen

wird. Über allem steht der Satz: Religion hängt eng mit der Wahrheit zusammen. „Sollte die Frage nach der Religion gestorben sein, dann ist auch die Religion gestorben.“ (S. 108)

Eine durchaus aktuelle Frage kommt in einigen Beiträgen auf: Ist Gott allmächtig? Wenn wir Gott als Macht der Liebe glauben, wieso müssen viele seiner Geschöpfe über die Maßen leiden? Wie weit Gott tatsächlich in das Geschehen eingreift, bleibt verborgen. „Gott wird das letzte Wort haben, auch wenn er jetzt manchmal zu schweigen scheint. Andernfalls wäre alles zum Verzweifeln.“ (S.143) Was für ein Gott ist es überhaupt, mit dem wir es zu tun haben? Mehr als gleichnishaft kann alles Nachdenken über Gott gar nicht sein. Wobei man heute, wo die verschiedenen Religionen miteinander in Konkurrenz treten, sagen muss: „das Prinzip der göttlichen Selbstmanifestation“ (so Paul Tillich) ist nicht auf Jesus von Nazareth eingeschränkt, sondern ist wirksam, „wann und wie und wo“ (so Martin Werner) „es der Geist Gottes will.“ (S.182)

Noch einmal zurück zu den Denkwegen eines freien Christentums. Rössler ordnet das Christentum ein in ein Spektrum der Religionen – im Gegensatz zu Karl Barth – und nutzt die Unterscheidung Tillichs zwischen einer latenten und einer manifesten Kirche. Latente Kirche ist die eindeutig außerhalb der organisierten Gemeinschaft bestehende Kirche. Immer wieder plädiert Rössler für die Freiheit eines Christentums in dem Sinn, dass die Bibel kein Glaubensgesetz und keine Dogmensammlung ist. Vielmehr sind es Aspekte der Freiheit, die sich hier behaupten: Toleranz gegenüber anderen, „Frei-

heit zur Freiheit, Freiheit zur Wahrheit, Freiheit von Zwängen und Freiheit zur Liebe.“ Und mit dem Begriff der Wahrheit als unverzichtbarem Gehalt des Christentums bleibt der Autor auch bei dem, was bei aller unterschiedlichen Sprache als eine oberste Richtschnur für das Verständnis und die Freiheit des Christentums gilt. So öffnen Rösslers Aufsätze die Religion, das Christentum für ein freies Christentum. Seine Artikel verbinden die Wahrheit mit den biblischen Aussagen. Seine Argumentation hilft den Zeitgenossen, ihre Vernunft mit ihrem Glauben und ihren Zweifeln in Verbindung zu bringen. So bauen seine Artikel immer wieder eine Brücke zu den Skeptikern und Zweiflern.

■ Klaus Schnabel, Karlsruhe

Klaus Berger

* 25.11.1940 † 08.06. 2020

Am 8. Juni 2020 ist Klaus Berger gestorben. Prof. Klaus Berger lehrte von 1977–2006 an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg Exegese des Neuen Testaments. In den letzten Jahren wurde Berger vor allem anlässlich des Verwirrspiels um seine eigentliche Konfession – ein katholischer Christ, der undercover an einer evangelischen Fakultät lehrte und evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer ausbildete – und konservativer Stellungnahmen gegen Säkularität, liberale Bibelauslegung, ökumenisches Abendmahl bekannt. Als „Bestsellerautor“ bezeichnen ihn einige Nachrufe. Das klingt nach Erfolg, aber auch nach sog. „Populärwissenschaft“. Suche nach Erfolg hat Klaus Berger, wie ich ihn kennen gelernt habe, sicher nicht als Hauptmotiv angetrieben. Berger war vor allem dies: Neutestamentler, Wissenschaftler. Einer, an dem sich Kontroversen entzündeten, der polarisierte. Berger ist mein Doktorvater, und wie viele meines Alters, die in den 80er oder 90er Jahre in Heidelberg studierten, erinnere ich mich an „den Berger“: nicht nur an humorvolle „Nikolausvorlesungen“, sondern an anspruchsvolle Seminare und Vorlesungen. Wortfeldanalysen, Formgeschichte – was so dröge klingt, machte bei Berger fast Spaß. Bei ihm habe ich den religionswissenschaftlichen Vergleich gelernt und, dass das antike Judentum wie das frühe Christentum eine höchst lebendige, plurale Religion mit vielen Schulen und Deutungsmöglichkeiten war. Die mit seiner Ehefrau

Christiane Nord herausgegebene Sammlung und Übertragung aller frühchristlicher Evangelien, Briefe und Gemeindeordnungen vom bekannteren Thomasevangelium bis zu in islamischen Texten überlieferten unbekanntenen Jesusworten und zum Papyruschnipsel ist nach wie vor ein Meilenstein. Später folgten dann eher polemische, konservativ ausgerichtete Schriften, die sich gegen die historisch-kritische, liberale und sozialwissenschaftliche Bibelexegese richteten. Manche auch unter seinen Schülerinnen und Schülern hat das irritiert und auch verletzt. Aber immer noch gab es „den Berger“, der etwa vor ehrenamtlichen Hospizmitarbeitenden einen mitreißenden und verständlichen Vortrag über Jenseitsvorstellungen des Neuen Testaments hielt. „Jetzt weiß ich wieder, warum ich diese Arbeit mache“, sagte mir darauf eine Teilnehmerin. Der „Bestsellerautor“ – Klaus Berger bewies, dass die immer wieder neu aufregende Botschaft des Neuen Testaments, dass Exegese sehr wohl in verständlicher, lebendiger und nicht „wissenschaftlich“ verholzter Sprache möglich ist. Allein dafür werde ich ihm immer dankbar sein.

Klaus Berger war ein eigenwilliger Wissenschaftler und Mensch. Nicht alle konnten, wollten ihm folgen. Aber dies ist ja eigentlich der größte Verdienst eines Lehrers – Studierende zum eigenen Denken zu befähigen und zu einem eigenen Weg, auch wenn es nicht mehr der Seine ist.

■ Urte Bejik, Karlsruhe

Hartmut Brenner

* 28.08.1937 † 28.05.2020

Ende Mai ist Dr. Hartmut Brenner in Heidelberg gestorben. Mit seiner beruflichen Laufbahn gehörte er zu den ungewöhnlichen Kollegen in unserer Pfarrerschaft. Wir gedenken seiner mit einem Nachruf des Evang. Vereins für die Schneller-Schulen und der Ansprache bei der Trauerfeier, gehalten von Brenners Freund aus Jugendzeiten, Pfr. i.R. Hans Kratzert.

Nachruf für Pfarrer Dr. Hartmut Brenner

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS) trauert um einen langjährigen Weggefährten. Ende Mai ist Pfarrer Dr. Hartmut Brenner im Alter von 82 Jahren in Heidelberg gestorben. Als junger Mann war er 1957 für einige Wochen zu einem Workcamp an die Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) im Libanon gefahren. Damit hatte eine lebenslange Liebe zum Nahen Osten und vor allem zu den Menschen dort begonnen. Bereits ein Jahr später kehrte Hartmut Brenner als Volontär an die Schule zurück. 1968 wurde er Direktor der Schwestereinrichtung in Jordanien, der Theodor-Schneller-Schule in Amman, wo er bis 1979 blieb. 1983 bat ihn der EVS, die Leitung der JLSS im bürgerkriegsgeschüttelten Libanon zu übernehmen. Über diese Anfrage musste Hartmut Brenner nicht lange nachdenken. Trotz der unruhigen Situation ging er mit Begeisterung wieder zurück in den Nahen Osten. Drei Jahre spä-

ter musste er allerdings den Libanon verlassen, weil es dort für Ausländer zu gefährlich geworden war.

Kaum einer kannte den Nahen Osten, seine Kultur und die Menschen der Region so gut wie Hartmut Brenner. Auch sprach er fließend Arabisch, konnte in dieser Sprache sogar predigen. Bescheiden und uneitel wie er war, kehrte er dieses Wissen nie nach außen. Fragte man ihn aber um seine Einschätzung oder um seinen Rat, ließ er einen begeistert und großzügig an seiner Erfahrung teilhaben.

Über all die Jahre hielt Hartmut Brenner auch von Deutschland aus Kontakt zu seinen ehemaligen Schneller-Schülern. Im Ruhestand entdeckte er die sozialen Medien als eine Möglichkeit der Beziehungspflege. Immer wieder postete er Bilder aus alten Zeiten, erzählte eine kurze Anekdote und fragte in die Runde, was denn aus dem einen oder anderen auf dem Bild geworden sei. Nicht selten entstanden so wieder neue Kontakte zu Ehemaligen. Als seine Todesanzeige auf Facebook gepostet wurde, war die Bestürzung unter seinen vielen internationalen Freunden groß. In ihren Abschiedsgrüßen wurde deutlich, dass Hartmut Brenner sehr viel mehr für sie war als der einstige Direktor ihrer Schule. Für viele war er Vater, Freund und Mentor.

Mit Hartmut Brenner verlieren wir alle einen großartigen Menschen. Der Schnel-

ler-Verein, in dessen Vorstand sich Hartmut Brenner bis 2012 engagierte, wird ihn in dankbarer und ehrender Erinnerung behalten.

Für den EVS Katja Dorothea Buck (Redakteurin des Schneller-Magazins)

Ansprache über Römer 8, 14-21

Ich lese den Abschnitt aus dem Römerbrief, den Hartmut für diesen Tag ausgesucht hat.

Offenbar fand Hartmut in diesen Worten des Paulus eine ganz zentrale biblische Botschaft. Wir sehen an dieser Stelle des Römerbriefs, wie Paulus über Mensch und Welt dachte, vor allem aber über Welt und Mensch in Beziehung zu Gott: Wir sind, vom Geist Gottes getrieben, Gottes Kinder – so die Aussage gleich zu Beginn unseres Briefabschnitts. Gottes Kinder, was für ein wunderbares Prädikat für uns!

Dabei empfinden wir in unseren Zeiten, und ganz besonders an einem Tag wie heute, etwas völlig anderes. *Dieser Zeit Leiden – das ängstliche Harren der Kreatur – die Knechtschaft der Vergänglichkeit* – was das ist, das sehen und erfahren wir in diesen Tagen mehr als schmerzlich. Millionen von Menschen sind von einer unsichtbaren Krankheit bedroht, gegen die es bislang keine rechten Mittel gibt. Unsere Welt, Gottes gute Schöpfung, seufzt unter dem, was wir Menschen durch unsere Lebens- und Arbeitsweise ihr antun. Und im nahen, persönlichen Bereich empfinden wir tiefen Schmerz darüber, dass ein so lieber Mensch wie Hartmut nach schwerer Krankheit von uns gehen musste.

Dass in dieser Welt Leiden, Knechtschaft, ja Böses, Hass und Terror zu Hause sind, war Hartmut ein Leben lang bewusst. Schon in jungen Jahren der zu frühe, sinnlose Tod des Vaters im Krieg. Und später, in vielen Jahren seines Berufs vor allem in Jordanien und im Libanon, hat Hartmut hautnah erlebt, wie gefährdet unser Leben ist, wie Hass, Intoleranz, Unbildung, Machtgier und vieles mehr das Leben schon der kleinen Kinder bedroht und beschädigt, wie verletzlich unser Leben ist. Wie oft hat Hartmut von den schweren Schicksalen der Kinder und ihrer Familien in den Schneller-Schulen in Amman und Khirbet Kanafar erzählt. Wie nah ging ihm auch die sinnlose Zerstörung antiker Stätten wie in Palmyra. Das ängstliche Harren der Kreatur und die Knechtschaft der Vergänglichkeit waren ihm ganz und gar bewusst.

Doch wir haben Hartmut trotz allem als einen Menschen erlebt, der sich davon nicht in eine tiefe Depression ziehen ließ. Er liebte diese Welt und ihre Schönheit, er war ganz aufgeschlossen für die Natur, die Kunst und Kultur. In seinen unendlich vielen Fotos hat er viel davon eingefangen – Bilder, geschaffen mit den Augen der Liebe. Ich glaube, er hielt ganz fest daran, dass *auch die Schöpfung – und wir alle mit ihr – frei werden wird von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes*. Er hielt ganz fest daran, dass auch er ein Kind Gottes ist. Er lebte in dieser *herrlichen Freiheit der Kinder Gottes*. Diese Freiheit haben Menschen, die mit ihm zu tun hatten, an ihm gespürt, an ihm bewundert, an ihm geschätzt.

Diese Freiheit der Kinder Gottes hat er aber nicht als einen Freibrief verstanden, sich über andere zu erheben, aufzutumpfen mit seinen Fähigkeiten, seinen Erfahrungen, seinen großen Kenntnissen auf vielen Gebieten und zu demonstrieren, was für ein toller Kerl er war. Nein, er war ja ein durchaus bescheidener Mensch. Aber – so ist meine Vermutung –, weil er Bescheid wusste: Was ich bin, was ich habe, das habe ich als Kind Gottes. Die herrliche Freiheit der Kinder Gottes machte ihn frei von den Ansprüchen anderer, von den Verlockungen von Macht und Prestige, von falschem Ehrgeiz, frei aber auch von der lähmenden Angst um sein Leben. Unvergesslich, mit welcher inneren Gelassenheit er während des Bürgerkriegs im Libanon lebte und arbeitete. Auch, wie er in den letzten Jahren und Monaten mit seiner Krankheit umging und sich auf sein irdisches Ende vorbereitete. Das haben nicht nur Sie als seine Familie erlebt, sondern auch seine Freunde und Kurskollegen aus der Vikariatszeit, die er in den letzten Wochen darüber informierte, dass sein Leben bald enden werde.

Ohne dass Hartmut viel fromme Worte machte, war ihm immer ein besonderes Gottvertrauen abzuspüren. Er hatte ja bis zuletzt immer etwas Jungenhaftes an sich, ganz und gar nichts Kindisches, sondern im Sinne des Paulus einen *kindlichen Geist*, das Wissen darum, dass wir in kindlichem Vertrauen uns auf den *Abba, den lieben Vater* verlassen können. *Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, wenn wir denn mit ihm leiden, damit wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden.*

Und so vertrauen wir, getrieben vom Geist Gottes, darauf, dass Hartmut nun auf ewig bei Gott, unserem Vater, in seiner Liebe aufgehoben ist – und dass auch wir als Gottes Kinder von dieser seiner Liebe nie getrennt werden, nicht im Leben, nicht im Sterben. Amen.

■ Hans Kratzert, Heidelberg

Zu guter Letzt

Geht in euren Tag hinaus
ohne vorgefasste Ideen,
ohne die Erwartung von Müdigkeit,
ohne Plan von Gott,
ohne Bescheidwissen über ihn,
ohne Enthusiasmus,
ohne Bibliothek -
geht so
auf die Begegnung mit ihm zu.
Brecht auf ohne Landkarte -
und wisst,
dass Gott unterwegs zu finden ist
und nicht erst am Ziel.

Quelle: Madeleine Delbr el: Deine Augen in unseren Augen Die Mystik der Leute von der Straße